

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 117 (1838)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1836
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1836.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst 1836 war im Anfange bedeutend naß und für die Glüte des Weines daher ziemlich unvorthellhaft. In Hinsicht auf die Menge fiel die Weinlese hingegen sehr günstig aus. Obst war nicht viel vorhanden, desto mehr Nüsse und Honig. Auch das Getreide war im Ganzen gut gediehen. Im November stellte sich der Winter ein, im Anfange sehr milde und im Hornung ungewöhnlich lieblich. Bald aber änderte sich dieses Verhältniß, der Merz kam mit ungewohnter Kälte und vielem Schnee; selbst in Italien und Niederösterreich konnten zu Ostern noch Schlittenpartien gemacht werden. Nach einem beispiellos langen Winter, in Folge dessen der Futtermangel auf das höchste stieg, stellte sich der Frühling 1837 erst Mitte Mai ein, dessen Dauer natürlich kurz war. Ein fruchtbarer, gewitterreicher Sommer scheint alles Verspätete wieder einholen zu wollen. Die Heuernte fiel überaus vorthellhaft aus, weniger diejenige des Endes.

Ueber Krieg und Frieden oder über die politischen Verhältnisse.

Zwischen den verschiedenen Staaten Europens besteht Friede. Dagegen herrschte im Innern mehrerer Länder Bürgerkrieg oder Uneinigkeit. In Spanien steht Don Carlos noch immer so fest als je und nähert sich langsam der Hauptstadt, während seine Anhänger das Land durchziehen und ausplündern. Portugal, durch ungeheure Schulden und Schwäche der Regierung am Rande des Abgrundes, ist öfters Zeuge von unruhigen Ausritten. Rußland kämpft mit abwechselndem Glücke gegen die rebellischen Tscherkessen im Süden des Reichs. Auch in Italien, besonders in Sicilien, fielen, in Folge der Cholera, unruhige Ausritte vor, die mit Truppenmacht gedämpft werden mußten. Die übrigen Mächte freuen sich mehr oder weniger der Früchte des Friedens; besonders regt sich ein großer Eifer für die Industrie in vielen Ländern. In neuerer Zeit hat Frankreich mit den Araber-Häuptlingen in Algier Frieden geschlossen, der aber wahrscheinlich nicht so gewissenhaft gehalten werden wird.

Schneelawinen in Bündten.

Im Tavetscher Thal, einem der höchsten und den Lawinen besonders ausgesetzten Theile des Bündtner'schen Oberlandes, war der 25. Dez. 1836 ein Verderben drohender Tag, indem ganze Dörfer von den Schneelawinen begraben zu werden Gefahr liefen. Jeder suchte sich durch die Flucht zu retten; jedoch gelang es nicht allen. So wurden 7 Männer verschüttet, davon mit Mühe 4 noch denselben Abend, die 3 andern aber erst des andern Tages, und zwar bis an einen lebendig, herausgegraben werden konnten. Dagegen verloren drei Familien fast all ihr Vieh, 30 Stück. — Im Schamser Thal riß eine oberhalb des Dörfchens Cresta losgebrochene Lawine 7 Ställe und 2 Häuser mit sich fort; jedoch wurde von 6 Ställen nur der obere, von Holz gebaute und zur Aufbewahrung des Heu's dienende Theil weggestoßen, der untere gemauerte hingegen blieb samt dem darin befindlichen Vieh verschont. Daß der siebende mit seinem Viehbestand ganz fortgerissen und letzterer getödtet wurde, ist einzig dem Umstande beizumessen, daß er von Grund aus von Holz war. In einem der zwei Häuser, welche von den Lawinen angefaßt und zertrümmert wurden, befanden sich eils Kinder beisammen. Als nun ihre Väter herbeiliefen, um die nach ihrer Erwartung entweder getödteten oder mehr oder weniger beschädigten Kinder aus dem Schnee hervorzuziehen, krochen diese, wie nackte Würmer, das eine da, das andere dort aus der Lawine, auf welcher sie umhergestreut waren, hervor und eils

ten alle wohlbehalten ihren Vätern und Verwandten in die Arme. — Unter diesen eils Kindern, von denen keins über 8 Jahre war, befand sich sogar nur ein 6 Monat altes, welches von seinem 6jährigen Schwesterchen in den Armen fest gehalten, mit demselben von der Lawine weggetragen wurde. Ein anderer Knabe saß auf dem Ofen, einen Hammer in seiner Hand haltend, als die Lawine kam, und wurde, auf dem Ofen sitzend, von der Lawine weggetragen; als man ihn nachher fragte, wie es ihm zu Muthe gewesen, antwortete er: er sei schaukelnd auf dem Ofen über die Lawine hingefahren und habe seinen Hammer fest in der Hand gehalten.

Erdbeben.

Aus Griechenland wird berichtet daß sich in Hydra täglich so furchtbare Erdstöße fühlbar machten, daß 500 — 600 Häuser zusammen stürzten, die Bevölkerung an Bord der Schiffe geflüchtet war, und einige Menschen dabei umkamen. Die nach jenem Hafen gelangten Nachrichten besagten, daß sich in Poros die Erde gespalten habe, in Santorino ein Dorf versunken, und in Spezzia Beschädigungen dadurch verursacht worden waren. Auch in Morea, in dem in der Nähe von Tripolizza gelegenen Dorfe Bades, verspürte man dieses Phänomen heftig.

Gewitter.

Im Kanton Waadt, schlug der Blitz am 30. Juni Vormittags in den großen Stall des Lagers von Biere ein, worin sich gerade 50 Pferde befanden. Er drang

durch die Vorderseite in das Strohmagazin, fuhr an einer der Säulen, die das Astwerk tragen, hinunter, durch den Boden des Schoppens, einer der Säulen entlang, auf denen die Räufe (Bahre) ruht, zersplitterte einen der Querbäume und endete seinen Lauf an einem eisernen Band, womit die Krippe eingefast war. Das zunächst der Räufe gestandene Pferd, so wie die beiden, die am äußersten Ende des eisernen Bandes standen, wurden getödtet. Der elektrische Schlag war so heftig, daß außer diesen noch 15 andere Pferde, die sich in diesem Theile des Stalles befanden, zu Boden geworfen wurden und einige Minuten besinnungslos da lagen. Die meisten waren an der untern Kinnlade (Ganasse) verbrannt. Ungeachtet der Strahl durch das Stroh gefahren war, hatte dasselbe doch nicht Feuer gefast. Ein Trainsoldat, der unter der Stallthüre stand, wurde ohne weitere Verletzung umgeworfen. Zwei Stunden lang fiel der Regen in Strömen. Die Ebene von Biere glich einem See. Alle Konstruktionen und Gräben des Polygons wurden mit Wasser angefüllt. Der sanft dahin fließende Bach des Dorfs Biere war in einen wilden Strom verwandelt, die Stürmglocke ertönte; man mußte das Brückengeländer zertrümmern, um dem Wasser ungehinderten Lauf zu geben, und die Häuser vor der Zerstörung zu sichern.

Ueber Gewitter.

Die Gewitter sind Folge der Anhäufung der Elektrizität in der Luft. Vor einem Gewitter häufen sich die Wolken an einer Region besonders stark an und nehmen an Dichte so zu, daß sie stellenweise ein völlig schwarzes Aussehen bekommen,

gewinnen eine meistens abgerundete Gestalt, zeigen starke Abstufungen der Beleuchtung und schweben meistens tief; es hängen an ihnen nach unten zu flockige graue Nebel, die Luft wird schwül, sehr electrisch, es erfolgt eine feierliche Stille, welche jeden Laut, der sie unterbricht, verstärkt, hierauf folgen heftige Stürme, die von der Gewitterwolke aus nach allen Richtungen blasen, in wirbelnder Bewegung Staub aufjagen und dem Zuge der Wetterwolke folgen. Bald erleuchten Blitze, vom Donner verfolgt, den Himmel, bei jedem Schlage sieht man bedeutende Bewegungen in den Wolken und fast immer folgen ihnen Regengüsse, nicht selten auch Hagel. Nach dem Regen nimmt die Heftigkeit des Gewitters ab, weil er die Elektrizität ableitet, die Gewitterwolke wird fort getrieben und zwar manchmal mit einer Geschwindigkeit, die oft 8—24 Meilen in 1 Stunde beträgt, aber nicht nach der Richtung, nach welcher der untere Wind weht, sondern oft sogar nach einer ganz entgegengesetzten Richtung; oft zertheilt sich die Wolke und die Luft erhält eine erfrischende Kühle, wenn nicht wieder ein neues Gewitter im Anzuge ist. Oft endet das Gewitter mit einer gleichförmigen Vertheilung der Wolken über den ganzen Himmel.

Der Blitz ist ein elektrischer Funke, der in einer zackigen Linie, zwischen zwei Wolken, oder einer Wolke und der Erde Statt findet. Im letztern Falle sagen wir er schlage ein. — Der Donner ist der heftige Knall, welchen der elektrische Funke erzeugt, wenn er die Luft durchbricht. Sein Rollen entsteht theils aus der Zurückprallung des Schalles durch Wolken, Berge, u. s. w. theils aus der

ungleichen Entfernung der Theile des Weges, den der Blitz nimmt, von uns. In der Regel ist der Donner, welcher den einschlagenden Blitz begleitet, mehr prasselnd, der, welcher von einer Wolke zur andern fährt, mehr rollend.

Die Kenntniß der Gesetze der Elektrizität, die man hauptsächlich durch Elektrifikationsmaschinen erlangt hat, giebt uns die Regeln an die Hand, durch die man sich am besten vor Blitzschlägen bewahrt. Sie laufen im allgemeinen darauf hinaus, daß man die Nähe von Gegenständen meide, die den Blitzstrahl oder die Elektrizität anziehen oder leiten. Deshalb soll man sich im Freien unter keinen Baum flüchten, nicht der höchste Gegenstand der Umgebung zu sein suchen, keine gar starke Bewegung machen, damit die Ausdünstung nicht zu sehr erhöht werde, nicht zu nahe an Häusern gehen, sondern lieber die Mitte einer Straße suchen. sich im Zimmer von Fenstergittern, Glockenzügen, ja sogar von den Mauern entfernen und lieber die Mitte eines Gemachs einnehmen, die Nähe rauchender Kamine meiden und möglichst dunstfreie Orte suchen u. s. w.

Z o h e s A l t e r.

In Hamburg starb am 17. Januar 1837 ein 102 Jahr alter Soldat der ehemaligen preussischen, dann später der dänischen, hierauf der französischen Armee und zuletzt der hanseatischen Legion. Er hatte den 7 jährigen Krieg, den russischen Feldzug und den Befreiungskrieg mitgemacht. Im Jahr 1813 meldete er sich noch zur Aufnahme unter die freiwilligen Kämpfer der hanseatischen Legion, wurde aber abgewiesen, da er damals schon 79 Jahre alt war. Dies konnte ihn je-

doch nicht abhalten, und er meldete sich auf das Neue und zwar unter der reitenden Artillerie, indem er nur 69 Jahre alt zu sein vorgab, worauf er dann aufgenommen wurde.

Am 4. April 1837 starb in seinem Geburtsort Oberolm (in Rheinheffen), 107 Jahr alt, Peter Imperial. Nie war er krank gewesen und bis zu seinen letzten Augenblicken stets heiter und bei Sinnen. Er hinterläßt 2 Söhne, von der eine 69 und der andere 62 Jahr alt ist und von 5 Töchtern eine 74 jährige, die ihr stets zur Seite war und mit rühmlicher Aufopferung seiner wartete und pflegte, sodann 10 Enkel und 8 Urenkel.

In Schaffhausen starb den 26. Febr. 1837 Herr Alt-Konrektor und Spitalpfarrer J. W. Kirchofer, in Folge eines Gehirn-Schlags, er war auf den Tag 100 Jahr und 5 Monate alt.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste des Kant. Appenzell V. R. von 1836.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	78	53	15
Herisau	256	275	67
Hundweil	38	34	22
Urnäsch	105	90	44
Grub	36	31	7
Tenfen	155	150	50
Gais	81	42	22
Speicher	97	99	17
Walzenhausen	54	57	10
Schwellbrunn	91	75	39
Heiden	86	51	20
Wolfthalben	66	57	23
Rehetobel	65	64	18
Wald	58	44	17
Räthe	34	22	9
Waldstadt	36	26	10
Schönnegrund	23	13	4
Bühler	46	41	13
Stein	48	63	15
Luzenberg	53	18	12
	1484	1275	407

Mehr geboren als gestorben 209 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europens.

Frankreich.

Von der Politik dieses Landes ist wenig zu sagen; viele Aenderungen und Erneuerungen im Ministerium. Im verwichenen Dezember mißlang ein abermaliger Mordversuch auf den König. In Grätz verstarb der vertriebene König Karl X. Ludwig Napoleon, Nefse des Kaisers Napoleon, der in Frankreich den Anhang, den er erwartete, um als Fürst aufzutreten, nicht fand, wurde in Straßburg ergriffen und nach Amerika geführt. In Lion wurden bei 60,000 Seidenarbeiter brodlos und dem Elend preisgegeben, weil sie die Concurrenz mit der Schweiz und Italien nicht aushalten konnten. Der Kronprinz feierte im Frühjahr mit großer Pracht seine Vermählung mit der Prinzessin Helena von Mecklenburg. Im Sommer kam mit dem Araber Hauptnig Abdellader, der der neuen Kolonie in Algier immer viel zu schaffen gab, ein Friede zu Stande, dessen Dauer aber ungewiß sein könnte.

Großbritannien.

Während sich dieser Staat über dem Partheikampf der Liberalen gegen die Lords im Innern zerarbeitet, gewinnt es nicht sehr an Einfluß auf das Ausland. Rußland, das immer thätige, bedroht es durch seinen Einfluß auf Persien und auf das Königreich Lahore, das an Indien gränzt, wo die Engländer ihre reichsten Besitzungen haben. Unter D'Conel macht die Bewegung für Irland nicht unbedeutende Fortschritte. — Am 20. Juni verschied König Wilhelm IV. in seinem 72. Jahre. Die neue Königin, Viktoria I. hat am Tage ihrer Thronbesteigung, den 20. Juni, die herkömmlichen Eide in die Hände des Erzbischoffs von Canterbury abgelegt. Die Königin behielt das bestehende Ministerium Melbourne bei. Auch für

Deutschland.

Ist der Tod des Königs von England in so weit von Wichtigkeit, als die Kronen von England und Hannover dadurch getrennt werden, und letztere dem ältesten Bruder des verstorbenen

Königs, dem vormaligen Herzog von Cumberland, nun Ernst I. zuviel. In verschiedenen Theilen Deutschlands, besonders in München herrschte im verwichenen Winter die Cholera heftig. Die Eisenbahnen erfreuen die Unternehmer mit gutem Erfolg und rentiren reichlich. In geräuschloser Stelle rücken auch die österreichischen Eisenbahnen vor, die in Verbindung mit der Donaudampfschiffahrt dem Osten eine reiche, neue Lebensquelle eröffnen. — Im südlichen Deutschland fand die Herabsetzung der halben und viertels Thaler keinen günstigen Anklang; indem man darinn nur die Absicht erkannte, das preussische Geld, das an innerm Gehalte sehr schlecht ist, in den Zollvereinstaaßen in Umlauf zu bringen. Man behauptet, daß diese Herabsetzung der Theile des Thalers für Süddeutschland und die Schweiz einen Verlust von über 300,000 fl. gebracht habe. — Es wandern immer viele Deutsche nach Amerika aus.

Spanien.

Noch ist das Ende des verherrenden Bürgerkrieges nicht abzusehen, der in dem schönen Spanien schon so lange wüthet. Alles bleibt beim Alten. Die Cortes (gesetzgebende Behörde des Reiches) sitzen beisammen und machen Gesetze über Gesetze deren wenig befolgt werden, während Don Karlos und seine Banden Städte belagern und plündern, den Norden des Reiches verheerend durchziehen, und zuweilen selbst Madrid, die Hauptstadt, in Schrecken setzen. Die Anhänger der Königin leisten wenig Widerstand und erregen nicht selten selbst unruhige Auftritte. Zu ihrem Vortheile gereichte indeß die zufällige Gefangennehmung des karlistischen Generals Ituralde im Spätjahr 1836. Dagegen verlor die Königin den General Mina durch den Tod. Bilbao, das lange von den Karlisten belagert worden war, wurde entsezt. Don Karlos ließ Gomez, einen seiner tapfersten Anführer, angeblich wegen Verrätherie, nebst einigen Offizieren erschießen. Ein Angriff, der im März von den christinischen Truppen gegen Karlos unternommen wurde, fiel

für die englischen Hülfsstruppen unter General Evans nicht glücklich aus, da sie von dem spanischen General Sarsfield, beim Vorrücken im Stich gelassen wurden. Später haben die christinischen Truppen unter Baron von Meer einen nicht unbedeutenden Sieg über die Karlisten erhalten. Seither aber haben sich diese wieder erholt und stehen mit größerer Macht als je, diesseits des Flusses Ebro, gegen die Seite der Hauptstadt und das Herz von Spanien. Die englischen Truppen sind, nach Ablauf ihrer Dienstzeit, wieder nach der Heimath eingeschifft worden.

Portugal.

Unterm 9. September 1836 wurde in Lisabon die Verfassung von 1820 proklamirt und dieselbe auch ohne heftige Auftritte angenommen. Da die Königin und ihr Gemahl die Annahme dieser Verfassung ungern sahen, so wurde mit englischer und französischer Mitwirkung eine Gegenrevolution versucht, die aber nicht gelang. Die Königin hat den Sklavenhandel bei strenger Strafe untersagt. Uebrigens herrscht die größte Finanznoth in diesem Staate immer noch; wie anderwärts Salz so muß hier der Tabak in dieser Hinsicht Helfer in der Noth sein.

Italien.

An die Republik Marino ward von Frankreich die Weisung ergangen die dort befindlichen 8 Flüchtlinge auszuweisen. Die Behörde hatte dieses Ansinnen jedoch abgelehnt, so lange sich die Betreffenden ruhig verhalten. Der König von Neapel hat sich mit der Tochter des Erzherzogs Karl, Prinzessin Theresie vermählt. Nach nicht lange war das Brautpaar in Neapel angelangt, als ein Theil des Königsplatzes, angeblich wegen Unvorsichtigkeit einer Kammerfrau, niederbrannte. Das Feuer ergriff die Gemächer der Königin Mutter. Sie und der Prinz von Syrakus konnten kaum mehr gerettet werden. — Der Sohn Lucian Bonaparte's in Rom, in zweiter Instanz zu 16 Jahre Ketten verurtheilt, wurde vom Pabst mit ewiger Verbannung aus dem Kirchenstaate begnadigt und reiset nach Amerika. — In Neapel ist die Cholera im Frühjahr wieder mit neuer Gewalt eingedrungen und rafft täglich von 400 Befallenen mehr als die Hälfte weg.

R u s s l a n d.

Auf einer Reise in seine südlichen Staaten brach der Kaiser beim Durchgehen der Pferde das Achselschlüsselbein, wurde aber bald wieder hergestellt. — Großfürst Michael soll an der Spitze einer Partei gestanden und förmlich verwiesen worden sein, andere lassen ihn dem Kaiser gewisser ehelicher Mißschritte willen unbeliebig worden sein. — Petersburg umfaßt nach neuester Zählung 451,974 Einwohner, davon nur 121,410 weiblichen Geschlechts. Unter den 330,564 Mannspersonen sind 1859 Geistliche, 5306 Generale und Offiziere. 75,000 Unteroffiziere und Soldaten. Man zählt 58 Kirchen, 91 Kapellen 8641 Häuser.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreich Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. u.	1793
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1775
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837 Victoria I. Königin von Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1808 Friedrich VI. König v. Dänemark.	1768
1826 Maria II. Königin v. Portugall.	1819
1797 Friedr. Wilh. III. König v. Preussen.	1770
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1831 Ferdinand II. König beider Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1815 Wilhelm I. König v. Holland.	1772
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König v. Griechenland.	1815
1808 Mahmud II. türk. Kaiser.	1785

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1830 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1767

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte und andere Historien unterschiedlichen Inhalts.

Landwirthschaftliche Rätbe für Bauern, Gutsbesitzer u. s. w.

Liebe Mitlandleute!

Es hat im Jahr 1836 ein wohlgesinnter Schweizer die nur zu gegründete Klage geführt, daß ein großer Theil der Akerbau und Viehzucht treibenden Volksklasse sichtbar verarme und erliche Quellen angegeben, aus welchen diese Verarmung entstehe. Eine von diesen Quellen fand er in der Nichtverbesserung des Landbaues, verbunden mit der schlechten Benutzung des urbar zu machenden Bodens.

Da auch in unserm lieben Vaterlande viele Bauern mit ihrem Bauerngewerbe nicht vorwärts kommen und lange nicht so gut stehen, wie sie nach dem Boden, den sie besitzen, nach der Lage, die ihr Gut hat und nach der Arbeit, die sie auf ihre Liegenschaften verwenden, stehen sollten, so möchte ein Appenzeller seinen Landesbrüdern einige Rätbe ertheilen so gut er sie zu geben vermag und sie auf einige Fehler aufmerksam machen, die sie sich, meistens ohne Wissen, zu schulden kommen lassen, die aber offenbar verderblich auf ihr landwirthschaftliches Treiben einwirken.

Ich gebe zu diesem Ende hin, folgende Rätbe:

1. Richtet Euch besser und immer mehr zur Stallfütterung ein!

Zwar sind ihr euch, wie ich wohl weiß, dessen nicht gewohnt. Euere Väter und Groß- und Urgroßväter haben alle Sommer ihre Kühe auf der großen weiten Weide gehen lassen, und ihr haltet es selbst für einen ausgemachten Vortheil, wenn ihr die alte und junge Habe auf die Weide schiken, den alten und neuen Heustock unangezehrt lassen und gleichwohl alle Morgen und Abende melken könnet. Allein dieß ist nur ein scheinbarer, nicht aber ein wirklicher Vortheil. Ihr klaget oft über Mangel an Dünger und daß ihr den Wiesen nicht genug zusehen könnet und in dessen Folge wird euch eine magere Heuernte. Wirklich geht, wie das Sprüchwort sagt, der Mist über alle List. Aber gerade durch den kümmerlichen Weidgang

werdet ihr jährlich um viele Fuder Mist gebracht und also an den nöthigen Düngungsmitteln verfürzt. Euere Kühe tragen den Dünger fort und die magere Weide bleibt magere Weide und wenn sie von Kuhfladen völlig überlegt wird, da hingegen der gleiche Bau den Wiesen sichtbar aufhelfen würde, wenn er im Stalle fiele und zu Nutzen gezogen werden könnte.

2. Sorget für Grünfutter!

Ihr saget: Wie können wir unser Vieh im Stalle füttern da das Heu kaum für den Winter hinreicht. Den Mist könnten wir wohl brauchen, allein, womit wollten wir im Sommer unsre Thiere nähren? Dieses könnet ihr thun durch Anpflanzung von Klee. Der Klee samen wird im Frühlinge in den Haber oder die Gerste gesät, dergleichen ihr doch pflanzt, und im folgenden Jahre kann der bei ordentlich zutreffender Witterung bis 2 Schuh hoch aufwachsende Klee 2 bis 3 Male zur reichlichen Stallfütterung geschnitten werden. Weil indessen der Klee viele wässerichte Theile hat, so thut man wohl, denselben mit Gras oder Heu zu vermischen. Die Kühe fressen ihn gerne, und Männer, die damit schon Versuche angestellt haben, versichern, daß sie besonders bei der besagten Mischung, eher eine Zulage als eine Abnahme an der Milch wahrgenommen.

Eine andere, eben so ergiebige und nützliche Futterkraut-Art ist die Esparsette, gemeinhin Esper. Diese Esparsette nimmt mit einem ganz geringen Boden verlieb, und ihr könntet ein Stück von euerm Weidboden umbrechen und dasselbe mit diesem Futterkraute bepflanzen. Eine erfreuliche und nützliche Ernte würde auch die Mühe reichlich lohnen. Auf diese Weise könntet ihr nicht bloß die Wiesen beträchtlich verbessern, sondern auch die Weide entweder entbehren, oder ein Stück derselben um das andere in grasreiches Wiesland umgestalten. So kämet ihr zu hinlänglichem Dünger und immer größerm Futter-Vorrathe. Daß das freie Herumlaufen auf der Sommerweide dem Vieh sehr gesund sei, ist freilich wahr, allein, wenn ihr dasselbe im Frühlinge ein paar

Wochen in ein eingezäuntes Stük Wiese und im Spätjahre in das Herbstgras lasset, so genügt dieses vollkommen und die Kühe bleiben bei sorgfamer Pflege und Reinlichhaltung doch gesund, so gesund, ohne Vergleichung, als euere Knaben und Mädchen, die in den schönsten Sommer Tagen im feuchten Webkeller sitzen.

3. Fahret zur rechten Zeit mit dem Dünger aus!

In diesem Punkte machet ihr, liebe Landesbrüder, große Fehler, welche um so weniger zu übersehen sind, da ihr euch selbst dadurch gewissen Schaden zufüget oder um den Nutzen täuschet. Es ist keineswegs gleichgültig, bei welcher Witterung, bei welchem Kälte- oder Wärmegrade, ob bei Trübnisse oder Nässe, bei Windstille oder Stürme, besonders der flüssige Dünger auf die Wiesen gebracht werde. Von der Beobachtung des rechten Zeitpunktes hängt viel mehr die gute Wirkung oder die Nutzlosigkeit dieser landwirtschaftlichen Vorkehrung ab. Aber eben diese Zeitpunkte beobachtet ihr in der Regel nicht. Wenn ihr allenfalls auf das Wachsen oder Abnehmen des Mondes und andere Kalenderzeichen achtet, so nehmet ihr dagegen auf die Witterung viel zu wenig Rücksicht. So fahret ihr, wenn ihr eben Zeit habet, oder die Güllekrästen voll sind, mit der Jauche bei vollständigem Regenwetter aus; ihr gießet sie auf den hohen festen Schnee, auf den gefrorenen und wieder gefrierenden Boden; ihr tränket damit bei sengender Hitze das junge nach Regenschmachende Gras, u. s. w. Das Alles ist nicht gut und eine ganz fehlerhafte Verfahrungsart, denn der Frost wie die große Hitze lösen die wirkende Kraft auf, die eigentlich düngenden Theile verflüchtigen sich und fahren in die Luft, statt daß sie zur wohlthätigen Befruchtung in das Erdreich und zu den Grasswurzeln eindringen, auf dem zu stark beregneten Boden wird die Düngkraft verwässert und geht verloren; auch der Wind übt, wie erfahrene Landwirthe behaupten, einen nachtheiligen Einfluß auf den Dünger. Ihr glaubet dann das Euerige gethan und die Wiesen gut bedacht und bestellt zu haben, und wenn das reichlich überschüttete Stük Wiesewachs dennoch wenig Futter giebt, so verwundert ihr euch höchlich und könnet nicht begreifen, daß euere Thaten nicht

besser gelohnt werden sollten; ihr gebet aber dem undankbaren Boden, dem späten eingetretenen Froste, dem Mangel an Aprilregen, einem gefallenen giftigen Thau, oder gar einem über euch und euere Grundstücke verhängten leidigen Unsterne, kurz allem in der Welt, nur nicht euch selber Schuld, wenn die Heuernte weit hinter eurer Erwartung zurücksteht. Und doch traget ihr in vielen Fällen die Schuld selbst, weil ihr die Witterung, die Temperatur (Beschaffenheit) der Luft zu wenig berücksichtigt. Die Gülle (Schütte) sollte wo immer möglich bei der Windstille, bei mehr trockner als nasser Witterung, mehr am Abend als bei der Mittagshize, besonders wenn nur ein leichter, mehr anfeuchtender als überschwemmender Regen zu erwarten steht und bei starker Kälte nie den Wiesen mitgetheilt werden.

Aber, ihr wendet mir ein: Es wäre wohl so eine Sache mit der Abwartung günstiger Witterung, wenn wir warten könnten, allein, wenn unsere Schüttelkästen voll sind, so dürfen wir sie nicht überlaufen lassen, sondern müssen, ob wir wollen oder nicht, mit der Flüssigkeit in's Feld. Ihr habet recht und ich erkenne das Richtige dieser Einwendung, darum gebe ich euch folgenden Rath zur Abhülfe.

4. Versahet Euch, wenn ihr es immer und je richten könnet, mit größern Güllekrästen.

Es ist ein sehr allgemeiner und gewöhnlicher Mangel, daß unsre Gutsbesitzer, und unter ihnen sogar die sogenannten großen Bauern nur mit winzig kleinen, wenig fassenden Güllebehältern versehen sind, die sich einmal über das andere anfüllen und den Eigenthümer nöthigen, mit der frischen, ungegohrnen Jauche zur Unzeit auszufahren. Der freie Landmann darf indessen auch in diesem Stük sich nicht zum Sklaven der Nothwendigkeit hergeben, sondern, wie der Herr seine Schafe anspannen läßt, wenn es ihm beliebt, so muß auch der Bauer seine einrädrige oder zweirädrige Landkutsche in Bewegung setzen können, wenn es ihm gefällt. Es bleibt daher immer ein Hauptvortheil für den, seinen Nutzen suchenden Landwirth, daß er große, weite und tiefe Kräfte zur Aufbewahrung der Düngmateriaien bei seinen Schenkern habe, und wenn ihr den Namen vernünftiger Landwirthe

verdienen und auf Verbesserung des Bodens ernstern Bedacht nehmen wollet, so müßet ihr dießfalls eine zweckmäßigere Einrichtung treffen, und gerne ein ordentliches Stück Geld, wenn ihr je ein solches zu erübrigen im Falle seid, für die Anschaffung großer Schüttelkästen verwenden. Nicht bloß wird es euch hierdurch möglich, mit der Düngerarbeit einen günstigen Zeitpunkt abzuwarten; nicht bloß könnet ihr den Fuhall allfällig in Pacht genommener und oft sich füllenden Dorf-Hauskästen, statt ihn unmittelbar auf die Wiese zu bringen, in euere Stallkästen überleeren, sondern eben durch diese Mischung und durch die Sammlung einer großen Masse wird die Waare auch viel besser und wirksamer, wie der Wein in großen Fässern weit vorzüglicher ist, als derjenige in kleinen Fässchen. Machet nur die Probe und ihr werdet euch bald von der Güte meines Rathes überzeugen!

Demselben möchte ich noch den Wunsch beifügen; den festen Dünger oder Mist lieber im Herbst als im Frühlinge auf den Wiesen zu verspreiten, indem die Erfahrung lehrt, daß derselbe, wenn trokene Frühlingswitterung einfällt, nicht gehörig eingeht, sondern mit dem wachsenden Grase aufgehoben wird, und also nicht bloß seine Wirkung nicht thut, sondern noch das Futter unschmackhaft macht.

5. Bleibet nicht ausschließlich bei der Heuwachspflege stehen, sondern treibet auch Ackerbau!

Wenn ihr durch Befolgung meiner bisherigen Rätze ein größeres Dünger-Quantum und eine bedeutendere Futtermenge erzielt habet, so möchte ich euch anrathen einen Theil euers Bodens alljährlich zu einigen andern Pflanzungen zu benützen, namentlich den Korn-Haber- und Gerstenbau in größerem oder kleinerm Maße zu betreiben, denn dadurch gelanget ihr zu manchem wesentlichen Vortheile, deren ich einige namhaft machen will: 1. Es liefert diese Pflanzung eurer Haushaltung, wenigstens für einen Theil des Jahres, Brod und andere Nahrungsmittel, 2. Ihr erhaltet Stroh, das ihr doch zur Streue und Vermehrung des Düngers nöthig habet, und oft aus den benachbarten Fruchtgegenden um hohen Preis kaufen müßet. 3. Es bekommen euere Kinder Gelegenheit, die landwirthschaftlichen Verricht-

ungen, als Umhacken, Säen, Schneiden, Dreschen u. s. w. kennen und üben zu lernen, was ihnen zwischen dem einförmigen und zu beständigem Sitzen veranlassenden Spuhlen und Weben nicht nur eine sehr gesunde und angemessene Bewegung verursacht, sondern auch in Gewerbs- und Verdienstlosen Zeiten trefflich zu Statuten kommen kann. Jeder Bauer, der viel Boden besitzt, sollte für seine Haushaltung genug Erdäpfel pflanzen, um nicht diese Frucht dem größten Theile nach auf dem Markte Pfundweise kaufen zu müssen, denn wenn das Pfund auch nur einen Kreuzer kostet, so summirt sich doch diese Ausgabe gewaltig, was derjenige, der eine Rechnung führt, leicht einsieht. Es ist aber auch nicht meine Meinung, daß die Erdäpfel, wie es nur zu häufig der Fall ist im Uebermaße sollen genossen werden. Wenn aber in mancher Haushaltung 2 bis 3 Male des Tages bloß im Wasser gesortene Erdäpfel auf den Tisch kommen, so heiße ich das ein Uebermaß, und es wird wenig fehlen, daß nicht aus demselben die in unserm Volke allzu häufig vorkommenden Wassersuchten, Magenübel, Engbrüstigkeiten, Auszehrungen, Brüche ic. entstehen. Deswegen sollten mehr Gemüsearten, als Bohnen, Rüben, Kraut ic. gebaut werden, hauptsächlich auch aus dem Grunde, um mit den Erdäpfeln abwechseln zu können. Ebenso sollte die Butter, (das Schmalz) welche zum weiblichen Kaffee genossen wird, mehr mit und in den Erdäpfeln verbraucht und überhaupt in Bauernhäusern das blöde Kaffeegeschlapp an das nahrhafte Habermus, oder an eine kräftige Suppe vertauscht werden. Für die Viehbesitzer wäre auch der Runkelrübenbau sehr zu empfehlen. Diese Rübe kommt auf jedem guten Boden fort, an dem es ja nicht fehlt; den Sommer über liefert sie eine Menge Blätter zur guten Fütterung und den Winter über kann sie selbst, die 2 — 3 Pfd. schwer werden kann, zur milchfördernden Mithung u. Futter-Ersparniß dienen. Vielleicht wären auch Delpflanzungen manchen Bauern vortheilhaft, da er doch in den langen Winterabenden des Lichtes in Stuben und Webgaden bedarf und das Unschlitt und jede Art Fett gewöhnlich so hoch im Preise steht. Fehlt es doch in unsern Tagen weder an Gesellschaften nach an gemeinnützigen und sach-

verständigen Männern, welche zu Anschaffung von Samereien und zu nöthigen Anleitungen gerne behülflich sind, so daß man natürliche und billige Wünsche nur darf laut werden lassen!

6. Ziehet mehr eigenes Vieh nach!

Ich weiß wohl, daß diese Nachzucht mit vieler Mühe verbunden ist und daß ihr zuweilen ein ordentliches Stück Geld lobet, wenn ihr ein 3 — 4 wöchiges Kalb an den Metzger verkauft, — doch gebe ich euch einige Punkte zu bedenken. Für's Erste ist es fast mehr als schade, wenn man die Jungen von einer schönen, wohlgestalteten und guten Zucht- und Milchart, statt sie zu entwohnen, abschachtet. Zum Andern sollte doch die Mühe mit der Aufzucht so gar beträchtlich nicht sein, da man ohnehin viel Zeit auf die Stallbesorgung verwenden muß und eines mit dem Andern geht, auch das Kalb als vierteljährigen Jödling mit der übrigen Habe auf der Weide mitlaufen, oder für geringe Kosten auf einer Alpe kann übersommern lassen. — Zum Dritten würden viele hundert tausend Gulden im Lande bleiben, die man alljährlich für Vieh in's Schwabenland hinüberträgt, und nicht selten ist es der Fall, das der Käufer darüberhin arg betrogen wird, indem die für tragend gekaufte Kuh — leer und die als ledig für die Mast erhandelte — trüchtig, oder sonst mit sieben Mängeln behaftet ist. Wie oft ist schon der schlichte Bauer von den abgefeimten Viehhändlern überlistet und das Opfer ihrer hochbetheuerten Redlichkeit geworden! Zieht sich hingegen der Bauer sein Vieh selber nach, so weiß er doch was er hat, die 20 — 24 Thaler, die er auch für ein gerathenes Haupt auslegen müßte, kann er im Safe behalten, da ihm ein wahres Kapitalstück allmählig und unvermerkt nachgewachsen ist, und über das selbsterzogene Stück muß er sich billig mehr freuen, als über ein gekauftes. Zum Vierten endlich fehlt es nicht an verständigen Landwirthen; die diese Selbst-Nachzucht fleißig treiben und sich wohl dabei befinden.

7. Bauet zweckmäßige Ställe!

Gebet bei allfälligen neuen Bauten, oder bei wesentlichen Ausbesserungen euren Viehställen eine zweckmäßigere Einrichtung; ich meine daß ihr sie nicht allzu niedrig machen laßt, wo-

durch ein allzu starker, heißer Dampf und Dampf entsteht, der, der Gesundheit des Viehes, zumal desjenigen, welches im kalten Winter zur Tränke ausgetrieben wird nicht zuträglich sein kann. Auch würde ich vorziehen, auf der Kopfseite des Viehes, im Tenne, wo sich's thun läßt, Schieblöcher, Heuschieber, anzubringen, statt das Futter durch die Thüre in den Stall zu tragen, denn hierdurch geht gewisser etwas von dem Heu verloren, auch wird es weniger gleich vertheilt; das Futtergeschäft könnte bei Schieblöchern auch von Personen verrichtet werden, die aus Reinlichkeit oder aus Furcht nicht zwischen die Kühe zu treten wagen; es würde viel Zeit erspart und das fest eingeschlossene Vieh erhielte durch Oeffnung der Läden eine wohlthätige Luftzuführung. Auch sollten an vielen Orten um der Reinlichkeit und des Düngers willen, schmalere Abzugskanäle (Strichtel oder Fletschlig) angebracht werden.

8. Trachtet auf Holznachwuchs!

Ein vernünftiger Bauer wird, besonders in unsern Tagen, mit allem Ernste darauf denken, die möglichste Holzersparniß in Haus und Feld eintreten zu lassen, was hoch vonnöthen ist. Schonet daher auch ihr der Waldung, wenn ihr noch solche habet, auf das Sorgfältigste! Schaffet zu diesem Ende die Latten- und Stenkhäge sobald wie möglich ab, weil diese ungeheuer viel Holz wegnehmen und sezet um euerer Wiesen und Weiden lebendige Zäune oder Grünhäge! Haltet den Holzboden in Ehren und pflanzet die abgeholzeten, ausgereuteten Stücke mit jungen Tannen, Lärchen und andern Holzarten an, denn es wird eine Zeit kommen und sie ist nicht mehr ferne, da eine schöne, frische Ansaat, geschweige denn ein vorgerückter, kräftiger Holzaufwuchs aufgesucht und mit schwerem Gelde bezahlt werden wird. Wo ihr im Walde, um das Haus und um die Scheuer leere, nutzlose Plätze habet, da besetzt sie mit schnell aufwachsenden Obst- oder Waldbäumen, es wird das euch reichliche Zinsen tragen! Brechet rauhen Weidboden um und bestellet ihn mit allerhand Holzsezlungen, ihr werdet es nicht bereuen, denn wir gehen schnellen Schrittes einer schreienden Holznoth entgegen und wenn nicht von allen Seiten dem darniederliegenden Wald-

wesen aufgeholfen würde, so konnte es noch zum Auswandern aus unserm lieben Vaterlande kommen! Das sieht allerdings einer Uebertreibung gleich, aber die Zeit wird lehren, ob die Versorgung gegründet oder ungegründet war. Begebet euch deswegen auch des schädlichen, leidigen Trattrechts! Dieses ist ein fressender Krebs in der Holzwirtschaft, und sollte gegenfeitig aufgehoben oder allseitig ausgeldst werden.

9. Lasset nirgends Dünger zu Grunde gehen!

Den kleinern Gutsinhabern, oder den ärmern Leuten, welche gar kein Grundeigenthum besitzen, aber doch auf entlehnten Boden für ihre Haushaltung Erdäpfel und andere Früchte pflanzen möchten, dabei von allen Düngungsmitteln entblößt sind und nicht weit von Straßen entfernt wohnen, möchte ich anrathen, sich wenigstens diejenigen Abfälle fleißig anzueignen, die sie mit geringer Mühe und unentgeltlich haben können. Auf den Straßen fällt viel Dünger von Pferden und Vieh, der zertreten, verfahren, weggespült wird und zu Grunde geht; auch wächst Gras neben den Wegen, das besudelt und nie abgeschnitten wird. Ein Vater also, der Kinder hat, die doch noch nicht arbeiten können, sollte jenen Straßenkoth zum Dünger und dieses Gras zur Vermischung durch die Kleinen sorgfältig sammeln lassen, anstatt ihnen müßiges Herumsitzen- oder Springen zu gestatten. Dadurch käme er in einem halben Jahre zu einem schönen, vielleicht zureichenden Düngerhaufen. Wenn es eine etwas schmutzige Arbeit ist, so ist es doch eine nützliche und hat nichts Schimpfliches an sich.

10. Sorget vor allem aus, für gute Einsammlung des Futters.

Darunter verstehe ich nicht bloß, daß ihr auch zuverlässige Anzeichen in Beziehung auf die Witterung kennen und beobachten lernet, damit ihr nicht auf Regentage das Gras in's Feld hauer, sondern auch daß ihr wegen des Einsammelns am Sonntage nicht zu ängstlich seied, sondern diesen Tag ohne Bedenken zur Versorgung des Heues oder Fudes benuzet, wenn schlimmes Wetter zu besorgen steht, oder das liegende Futter schon benezt wurde. Der Heustof ist euer Reichthum und Schatz, von seiner guten oder schlechten Beschaffenheit hängt für das

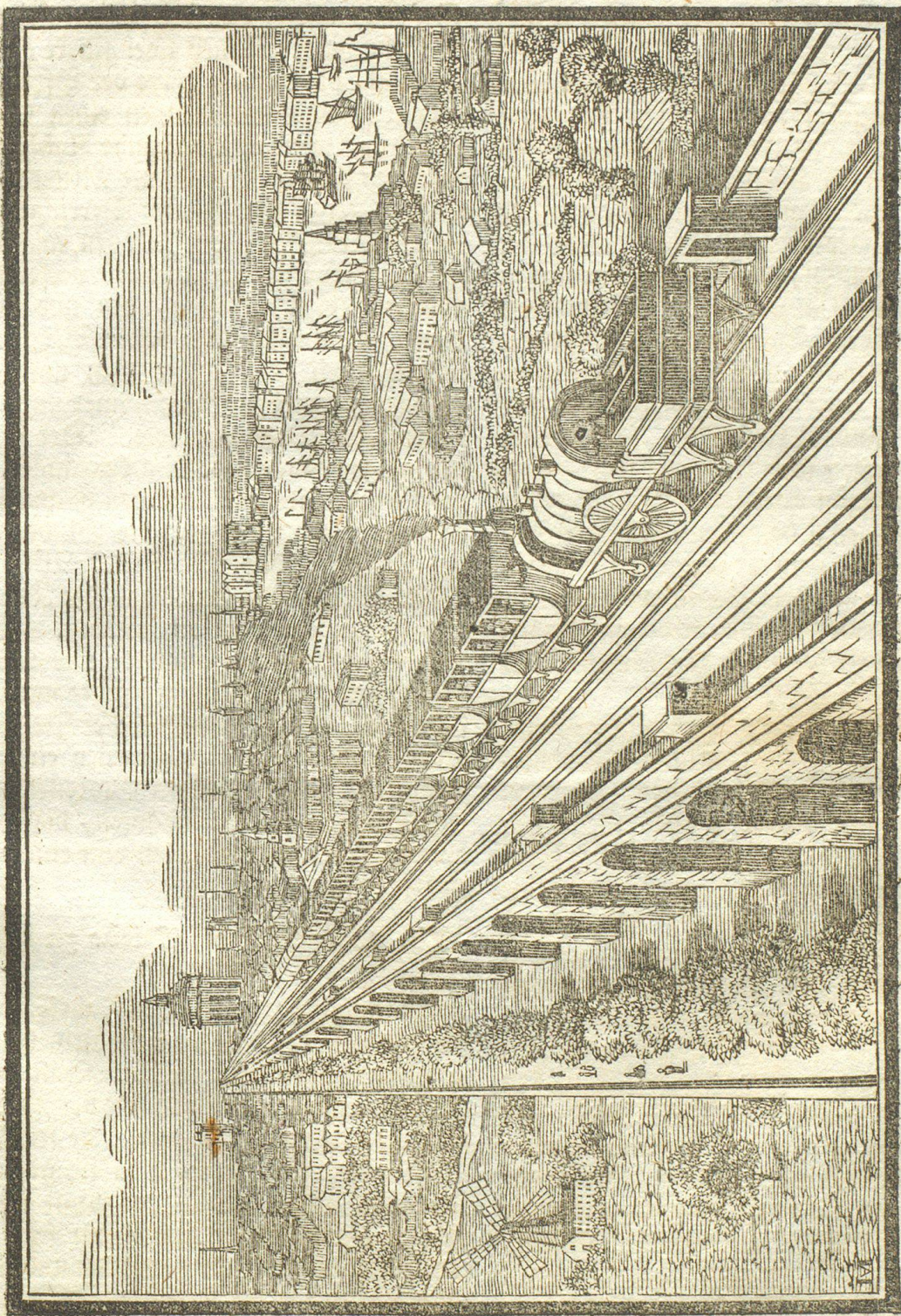
ganze Jahr der größere oder geringere Milch-ertrag, die Gesundheit eueres Viehes, mithin euer Nutzen oder Schaden ab. Es kann nicht im Willen des allliebenden himmlischen Vaters liegen, daß ihr um eines Tages willen Nachtheil im Zeitlichen erduldet; das Vieh hat auch lieber schmackhafte als verdorbene Nahrung, so gut als wir Menschen und es ist weit besser, der Bauer bringe das Futter vor dem Regen unter Dach, als daß er unter dem Schein der Religiosität müßig umherseze und den nützlichen Thieren seine Sorgfalt entziehe. Vor Mißbrauch des Ruhetages wird sich der brave Bauersmann schon zu verwahren wissen.

Ich schliesse mit den Worten des wackern Wehrli:

„Jeder Hausvater im landbaulichen Wirkungskreise kann und soll durch eine schöpferische Thätigkeit, durch einen beständigen Verbesserungs-, Verschönerungs- u. Erhaltungssinn walten und wirken, daß er zu einem Auskommen gelange, bei welchem er sich mit den Seinen des Lebens freuen kann, daß er seinem Hause gleichsam ein recht praktischer Lehrer und sein Haus eine wahre Schule werde, in der er nicht bloß in Worten, sondern mit der That beten und arbeiten lehrt. Dahin soll es kommen: Es soll das verlorene Paradies in jeder ländlichen Wohnung und auf jedem ländlichen Sze wieder hergestellt werden.“

Betrachten wir den Landbau von Seiten seines Einflusses auf Freiheit und Unabhängigkeit, so ist es eben vorzüglich derselbe, der uns eine schöne glückliche Selbständigkeit verschaffen kann. In Boden liegen Schätze, die müssen wir heben. Im Boden liegen die Quellen unseres Wohlstandes und unserer Freiheit. Im Boden liegen selbst die Hebel, Vermittler und Bedingungen zur Erstrebung der meisten geistigen Güter. Wer nicht auch ein gewisses Maß von Besitzthum irdischer Güter zum zeitlichen Wohlfsein hat; wer sich nicht auch so viel Mittel verschaffen kann, um ein menschliches Leben führen zu können, — wie schwer hält es dem, sich zu einer ordentlichen Geistes- und Herzensbildung zu erheben! Wer mit drückenden Sorgen um Nahrung, Kleidung und Obdach für sich und die Seinigen stets zu kämpfen hat, der muß fast unausweichlich über den Sorgen dieses Lebens von jeder höhern Geisteserhebung ausgeschlossen bleiben.“

Die Eisenbahn von London nach Greenwich.



Diese Bahn liegt auf einer 22 Fuß hohen gewölbten Mauer, (Viaduct) die aus mehreren tausend Bogen besteht. Die Actiengesellschaft, welche diese Bahn errichtete, hat das Recht, die ungeheuren Bogen mit Wohnhäusern, Waarenverlagen und Kaufmannsladen auszufüllen; bei Deptford ist damit bereits der Anfang gemacht, und die Wagen laufen sonach über Häuser hin. Wenn diese merkwürdigen Baue werden vollendet sein, wird man eine schnurgrade Häuserstraße mit einer Eisenbahn darüber von London nach Greenwich, fast vierzig (engl.) Meilen weit reichen sehen. — Auf der Bahn selbst aber darf Niemand gehen und wer daselbst betroffen wird, darf um 40 Schillinge gestraft werden. Dagegen ist unten neben den Bogen ein Weg für Fußgänger angebracht, der dem Publikum gegen Erlegung eines geringen Besgeldes offen steht.

Die gewöhnlichen Dampfwagen auf Eisenbahnen haben, trotz ihrer Vortheile, doch auch Unannehmlichkeiten, die man theils nur mit großer Mühe, theils gar nicht zu überwinden weiß. Im Jahre 1827 versuchte ein Engländer zuerst, eine Dampf-Kutsche zu erbauen, die auf gewöhnlichen Chausseen benutzt werden könnte; und nach zwei Jahren brachte der Ingenieur Gurney eine solche zu Stande, bei der er besonders darauf gesehen hatte, jede Explosion des Kessels zu verhindern. Sie unterschied sich in der Form nicht von andern Posten, war jedoch höher und länger. Sie faßte zwanzig Personen mit ihrem Gepäck, und hatte hinter der Kutsche einen großen Kasten, in welchem sich der Kessel und der Ofen befanden. Sechs Räder, je zwei, dienen zu seiner Fortschaffung. Oberhalb des

Gestells, etwas von den beiden Hinterrädern, hatte Gurney zwei starke Hebel befestigt, um wie die Füße der Pferde zu arbeiten, und dem Wagen einen Stoß zu geben, wenn es eine raue Anhöhe zu passieren gab. Verschiedene Mittel dienten zur Vergrößerung oder Verringerung der Schnelligkeit, den Wagen anzuhalten &c. Zwei Jahre darauf verfertigte Gurney einen Wagen, der nur dazu diente, die an ihn gekoppelten Wagen zu führen, und der, außer dem nöthigen Apparat, nur den Eigenthümer und den Lenker des Wagens führte. Der Wagen ging, von einer Hochdruckmaschine getrieben, stets mit derselben Schnelligkeit und vermied leicht die Hindernisse des Weges; das Maaß des Wassers mußte alle 30 Minuten, das der Kohlen alle Stunden erneuert werden. Die Kohlenverbrennung bewirkte nur wenig Rauch, und der Wagen machte weniger Geräusch, als ein gewöhnlicher Postwagen. Endlich errichtete Gurney eine regelmäßige Fahrt zwischen Gloucester und Cheltenham, zweien Städten, die etwa anderthalb deutsche Meilen von einander entfernt sind.

Ein neues Mittel, Diebe zu entdecken.

In Belgien war in einer Fabrik, welche fast tausend Arbeiter beschäftigt, ein Diebstahl begangen worden. Bald darauf erschien eine alte Frau, die versicherte, sie werde, ohne daß sie eine Hebe sei, den Dieb ermitteln, wenn man sie gewähren lassen wolle. Dies bewilligte man; sie kam eines Abends mit einem schwarzen Hahne in der Schürze wieder und kündigte an, wenn die Arbeiter, einer nach dem andern, die Hand auf den Rücken

des Hahnes legten, wurde dieser krähen, sobald er die Hand des Diebes fühle. Sie stellte sich demnach in einen dunkeln Winkel, wo ein Arbeiter nach dem andern die Hand auf den Rücken des Hahnes legte, der aber nicht krähte. „Der Dieb kann ihn nicht berührt haben,“ meinte da die Frau, „sonst würde er gekrätet haben; wir wollen einmal die Hände ansehen.“ Man brachte Licht und jeder zeigte seine Hand; alle waren Schwarz, mit Ausnahme einer einzigen, der des Diebes, welcher nicht gewagt hatte, den Hahn zu berühren. Er gestand sein Verbrechen und wurde zu fünfjährigem Gefängnisse verurtheilt. Die alte Frau erhielt eine gute Belohnung; sie hatte den Hahn mit Ruß und Baumöl bestrichen.

Brief eines Deutschen aus Algier.

Von einem Ausflug in die Umgegend zurückgekehrt, kann ich Ihnen über die gegenwärtige Lage der Kolonisten genauen Bericht geben. Sie wissen, daß man im Jahr 1832 zwei Kolonistendörfer, Ruba und Dely Ibrahim, gegründet hat. Ihre Bewohner bestanden aus deutschen Auswanderern, einigen französischen Familien des Nordens und aus Spaniern der Insel Minorca. Von letzterer verließen nicht weniger als 4000 Individuen ihr überfülltes, wenig fruchtbares Eiland, um sich an verschiedenen Punkten der afrikanischen Küste anzusiedeln. Das Dorf Ruba, zwei Stunden südwestlich von Algier, auf einem überaus fruchtbaren, aber ziemlich ungesunden Terrain gelegen, gleicht heutigen Tages einem Kirchhofe. Die Mehrzahl der strohbedeckten Häuschen steht verlassen, einige ihrer frühern Bewohner sind gestorben,

andere haben sich in die Stadt zurückgezogen. Die wenigen anwesenden Kolonisten fand ich, wo möglich, noch ärmer und elender, als bei meinem Besuche im Frühjahr 1835. Von ihrer Feldarbeit sieht man so viel als gar nichts; selbst die wenigen früher bepflanzten Acker sind wieder verwildert, und doch wäre kein Boden selbst für die geringste Mühe dankbarer als dieser. Allenthalben wuchern wilde Olivensträucher, und Orangenbäume lachen in einer so überaus reichen Fruchte Pracht, daß man bedauern muß, die geschickten Pflanzler der Provence, die auf einem unfruchtbaren Felsenboden sich abmühen, nicht hier zu haben — hier würde eine Erndte zehn der ihrigen aufwiegen. Das Dorf Dely Ibrahim, drei Stunden südlich von Algier gelegen, befindet sich in einem bei weitem bessern Zustande. Dort stehen gegen siebenzig kleine Häuser, die Mehrzahl von Stein erbaut. Die Umgebung im Umkreise einer halben Stunde ist mit Gemüsegründen und Feldern bedeckt. Das Terrain ist zwar keineswegs das beste der Gegend, doch immerhin ein sehr fruchtbares, und die vielen noch unbebauten Hügel, auf welchen Zwergpalmen und Oleanderbüsche grünen, würden gewiß die Mühe des Pflanzers lohnen. Da hier der beständige Durchmarsch aller Truppen ist, welche nach den Lagern von Duera und Buffarik ziehen, so wird ein ziemliches Geld verzehrt, und fast jeder Kolonist hat aus seinem Häuschen eine Schenke gemacht. Dies ist leider zugleich der Grund, daß die Kultur des Bodens nicht lebhafter und erfolgreicher fortschreitet. Diesen Deutschen behagt das gemächliche Leben eines Wirthes besser, als das schweißvolle Brod des Aermannes, und

so ist es wirklich schmerzlich zu bemerken, wie diese Leute, die aus einem so arbeitsamen Lande kamen, schon jetzt die Südländer an Schlaffheit und Müßiggang noch übertreffen. Alle diese Kolonisten könnten bereits wohlhabend sein, hätten sie jene unverdrossene Thätigkeit gezeigt, die für einen Ansiedler auf einer noch völlig unbekannten Erde erste Bedingung ist. Andere Beispiele von arbeitsamen Leuten haben bewiesen, wie leicht und bald man hier ein mäßiges Vermögen gewinnen kann. Dieses Land ist reich an allen Hülfquellen, der Absatz aller Produkte ist schnell und gut, und obwohl die Einwanderung aus Europa bedeutend ist, so fehlt es doch allenthalben an fleißigen Händen, die nirgends eine höhere Bezahlung finden. Für arbeitsame Bauern, die genug Charakterstärke haben, den verführerischen Reizen einer südlichen Natur, dem Weine, den Früchten und dem Müßiggange unter so mildem Himmel zu widerstehen, und die hier mit derselben Thätigkeit, wie in ihrer Heimath, schaffen würden, wäre Algier der vortheilhafteste Punkt einer Ansiedelung. Selbst die Kolonisten Dely Ibrahim sind trotz ihrer geringen Arbeitsliebe in einer ziemlich zufriedenen Lage; in ihrer Heimath wären sie bei gleicher Trägheit Hungers gestorben. — Eines unendlich blühendern Zustandes als Kuba und Ibrahim erfreut sich Rosota, die Kolonie des polnischen Fürsten Mirski (Prinz Mir, wie ihn die Franzosen nennen). Dieselbe liegt fünf Stunden östlich von Algier am Meeresufer. Dort ist schon eine gute Strecke Landes angebaut, und namentlich bemerkt man eine treffliche Schweizelei mit Kühen und Schafen, deren Wolle ein nicht unbedeutender Exportationsartikel ist.

Fürst Mirski besitzt jene Kolonie nicht für seine eigene Rechnung; sie wurde vielmehr durch die Vorschüsse des Hauses Suchet gegründet, welches davon wirklicher Eigenthümer ist. Mit Rosota rivalisirt das große Landgut des Hrn. Mercier, welches noch eine Stunde weiter, ganz nahe dem Cap Matifu, fast am äußersten Ende des malerischen Golfes gelegen ist. Diese beiden Ansiedlungen erfreuen sich einer Ruhe und Sicherheit, die mächtig zu ihrem fortschreitenden Gedeihen beitragen muß. Die Araberstämme jener Gegend sind die friedlichsten des ganzen Landes, und leben mit dem Fürsten Mirski und Hrn. Mercier im besten Einvernehmen. Häufig machen diese den benachbarten Scheikhs ihren Besuch und kosten bei ihnen den Kusufu und die Kamelmilch, wogegen die Araberhauptlinge wieder zu ihnen auf eine Tasse Kaffee kommen. Man hat in Europa überhaupt noch allzu schlimme Begriffe von diesem Lande; viele, ehe sie hieher kamen, glaubten man könne keine halbe Stunde weit vor die Thore gehen, ohne ermordet zu werden. Dies ist aber grundfalsch. Ich kenne hier Jäger, die auf ihren Streifpartien bis an den kleinen Atlas gehen, ohne je ein Unglück zu haben. Die einzige wirklich gefährliche Seite ist die Straße von Dely Ibrahim bis Bufsarik. Diese Gegend gränzt an das Land der Hadshuten, und es wäre höchst unklug, den Weg außer in Begleitung der täglichen Eskorte zurückzulegen. Die Hadshuten sind zwar nicht sehr zahlreich, aber alle trefflich beritten, und ihre sinken Araberrosse lassen die verfolgende französische Kavallerie stets weit hinter sich zurück.

Der Wunderdoctör.



Der Unfug, den in der Schweiz hier und da einzelne Wunderdoktoren und Wasserschauer im Geheimen treiben, ist groß, und der Glauben an ihre Kuren oft abentheuerlich. Vor einigen Jahren kam ein Bauer zum Wasserdoktor Z. in A., weil seine Frau sehr krank war. Er mußte einige Stunden im Vorzimmer warten, und erzählte da den Anwesenden aus langer Weile die bedenklichen Umstände seiner Frau. Als er nun endlich in das Zimmer des Doktors berufen wurde, beschaute dieser das Wasser, das ihm der Bauer gebracht hatte, und sprach mit wichtiger Miene: „Ich sehe daraus, daß euere Frau die Treppe hinuntergefallen ist und das Bein gebrochen hat.“ Der Bauer bestätigte verwundert die Richtigkeit dieser Angabe. „Und, fuhr der Doktor fort, ich sehe auch noch daraus, daß sie über sechs Stegentritte hinunterfiel.“ Nein, Herr Doktor, entgegenete der Bauer, über sieben Stegentritte hinunter. — „In dem Fall habet Ihr mir nicht alles Wasser gebracht.“ Der Bauer gestand, das etwas davon verschüttet worden sei. „Da habt Ihr es, rief der Doktor, in dem ist richtig der siebende Stegentritt stecken geblieben.“

Es wird wohl jedem Leser schon eingefallen sein, daß nach hie und da löblicher Sitte die Haushälterinn oder Frau eines solchen Herrn Doktors, den Erzählungen der im Audienzzimmer wartenden zuhört, und leicht auf diese Art die Krankheit eines jeden Patienten vernimmt und dem Herrn Doktor heimlich hinterbringen kann, der seinerseits nicht ermangelt mit gelehrter Miene anscheinend aus dem Wasser, mit andern Worten das zu sagen, was er eben vernommen hat. Wegen Mißverständnis mußte der hier abgebil-

dete Wunderdoktor sich mit einem Kniff helfen, der etwas zu stark in die Augen fällt; etwa wie seine Abntli für Laxier- u. Purgiermittel.

Dieser leichtgläubige Bauer ist noch lange nicht der einzige, der sich so anführen ließ, es gibt noch viele Leute, die es vorziehen, Gesundheit und Leben Personen anzuvertrauen, welche oft ohne alle medicinische Kenntnisse, durch erlogene Erzählungen von Wunderkuren und übertriebene Versprechungen so leicht zu bethören wissen, — Marktschreibern, Pfüschern, alten Weibern, herumziehenden Verkäufern von Wundermitteln, Scharfrichtern. Nicht nur Geld wird hier oft unnütz verschwendet, was noch mehr werth ist, die Zeit, in welcher manches Uebel noch heilbar gewesen wäre; — und erst dann, wenn es oft schon zu spät ist, wenden sich reuevoll die armen Betrogenen an den rechten Arzt, welcher sie vielleicht schon längst in dieser Zeit und mit wenigen Kosten, geheilt haben würde.

Bei äußern Schäden wissen oft Pfüscher und ähnliche unberufene Heilkünstler den arglos ihnen vertrauenden Kranken anfänglich dadurch zu täuschen, daß die äußerlich angewandten Mittel dem Anschein nach eine baldige und sehr bedeutende Besserung zu bewirken vermögen. Nichts ist leichter, als durch stark wirkende äußere Mittel, sehr zusammenziehende und trocknende Salben, Waschungen oder Pflaster, bei äußern Schäden schnell eine anscheinend günstige Veränderung zu bewirken; — aber gerade in der unbesonnenen äußern örtlichen Anwendung von dergleichen stark wirkenden Mitteln und der gewissenlosen Nichtbeachtung ihrer spätern Wirkungen auf die wichtigeren innern Organe des Körpers, liegt eben der Grund der Gefährlichen, oft gar nicht zu hebenden krankhaften Zufälle, welche erst später sich wahrnehmen lassen, und deren wahren Grund der gemeine Mann nicht einzusehen vermag. — Eine hartnäckige, nässende Flechte bei Erwachsenen, ein übelriechender, den behaarten Theil des Kopfes bedeckender Ausschlag bei Kindern, lassen sich durch äußere Mittel oft unglaublich schnell beseitigen, — ohne zu bedenken, wie häufig durch diese zu schnelle Heilung nach bloß äußern Mitteln, später Schwerhörigkeit, Blindheit oder bei Kindern Krämpfe und tödliche Krankheiten des Gehirns entstehen können.

Cockerill.

Der größte Fabrikant ist jetzt wohl der Herr Cockerill zu Seraing bei Brüssel. Die Anstalt in Seraing enthält eine große Maschinenfabrik, beinahe ausschließlich für Dampfmaschinen, eine Dampfkeßelfabrik, eine Dampfswagenfabrik, große Stab- und Blechwalzwerke, ein Eisenbahnschienenwalzwerk, einen Hochofen, sechzehn Puddlings- und viele Glammenöfen, eine Schmiedewerkstätte mit 80 Feueröfen, eine Modelirwerkstätte, ein Atelier für Zeichner, eine besondere große Werkstätte zur Verbesserung der Werkzeuge und Geräthe, zwei Steinkohlengruben eine Erzgrube und endlich eine Kraken- und Krempelfabrik. Die Anzahl der in dieser Anstalt beschäftigten Arbeiter beträgt 2400. Zwei und zwanzig Dampfmaschinen von 12 bis 250 Pferdekraften sind zum Betriebe der Maschinerie des ganzen Werkes in Thätigkeit und haben zusammen eine Kraft von beinahe 1000 Pferden. — Die ganze Anlage, aus vielen einzelnen massiven Gebäuden bestehend, ist, mit Ausnahme der Kohlengruben, von einer hohen Mauer in Form eines Vierecks eingeschlossen und macht durch die Anzahl ihrer riesigen Schornsteine, durch die aus denselben herausschlagenden Glammen, durch die dicken, unaufhörlich emporwirbelnden Rauch- u. Dampfswolken und durch das ungeheure Getöse einen unvergeßlichen Eindruck. Aber Cockerills Unternehmungsgeist hat nicht auf dieses einzige Etablissement sich beschränkt; er besitzt in Lüttich eine große Baumwollenspinnerei, eben daselbst eine mechanische Weberei, Rammingarnspinnerei und eine zweite kleinere Maschinenfabrik woraus alle diejenigen Maschinen hervorgehen,

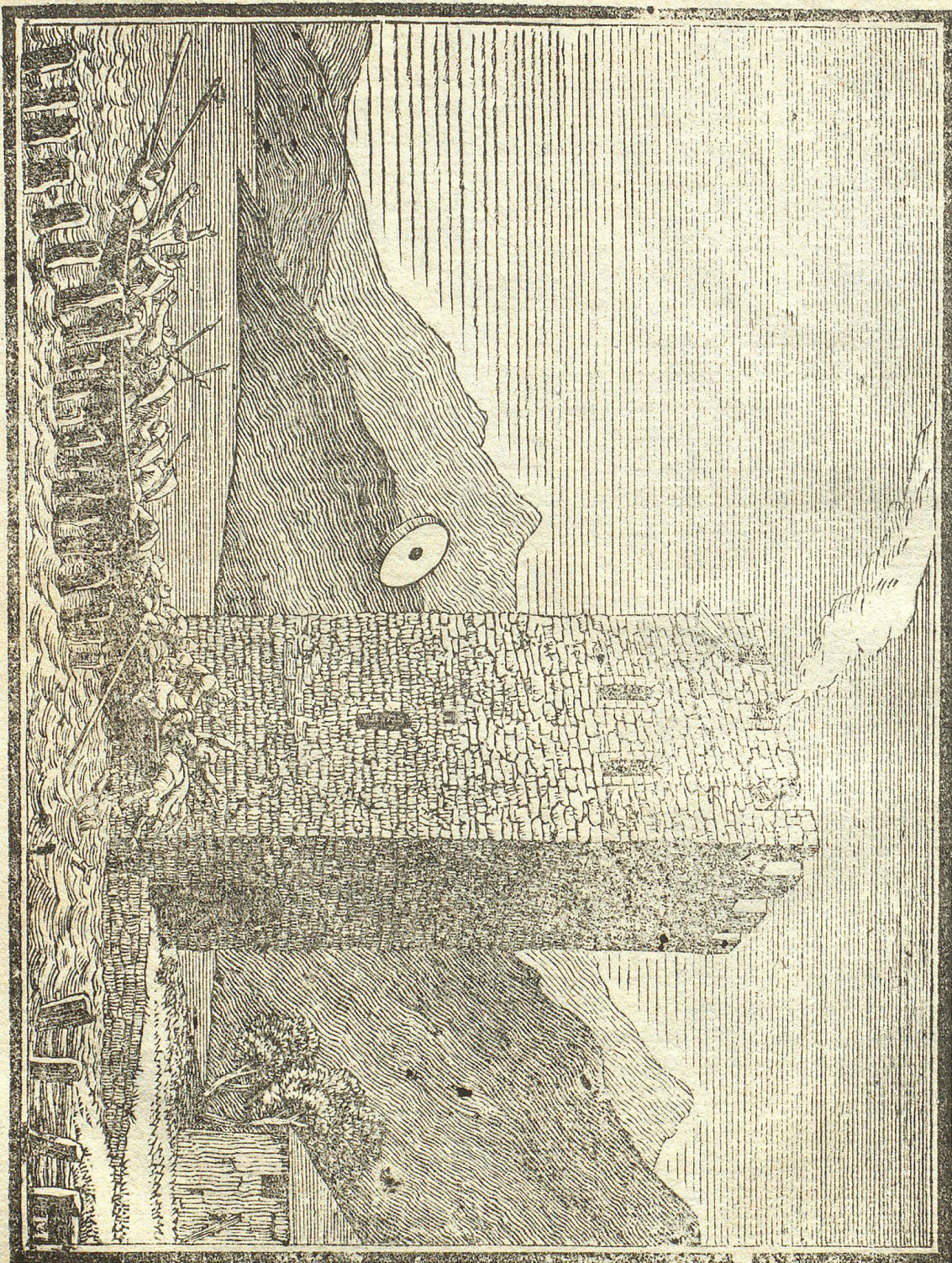
welche er zu dem mechanischen Betriebe seiner Fabriken nöthig hat; ferner in Charleroi ein Eisenhüttenwerk, in Verviers und Aachen eine Spinnerei und Merinoweberei, in Ardennes bei Namur eine Kattendruckerei mit Cylindern und eine Fabrik zur Herstellung des endlosen Papiers, zu Kottbus in Preußen eine Streichgarnspinnerei, in Stollberg ein Zinkwerk, in Przedsborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona eine Baumwollenspinnerei, in Surinam ein Depot von Zuckermühlen und Dampfmaschinen. Er richtet gegenwärtig in Algier mehrere Dampfsmühlen ein und ist damit beschäftigt, in Belgien Flachsspinnereien und webereien zu etablieren. Vor kurzem hat er die Anlegung der Eisenbahn von Brüssel nach Paris übernommen, auf der man für 15 Francs von einer dieser Hauptstädte zur andern reisen können. —

Ein seltener Fall.

Ein gewisser Cachet in Belgien hat lezthin einen Sprung gemacht, der alles übertrifft, was man merkwürdiges in dieser Art gesehen hat. Dieser Mann ging betrunken nach Hause, mußte dabei über ein Brett, das am Rande eines Steinbruchs lag, glitt aus und stürzte über 300 Fuß tief hinunter. Personen, die ihn hatten fallen sehen, kamen aus der Ferne herbei, stiegen in den Steinbruch hinab und fanden den Mann, der bedeutend — schnarchte.

H. in Sp. war nicht so schläfrig; da er als Knabe mit einigen Kameraden auf dem Kirchturme sich befand, glitt er aus Unvorsichtigkeit auf einem nassen Balken aus und fiel herunter; kaum unten angelangt, hatte er nichts angelegneres zu thun, als sich schnell wieder auf die Beine zu machen und seine Kameraden aus guten Gründen zu bitten, daß sie seinem Vater ja nichts davon sagen.

Der Ueberfall zu Stanz nad.



Bei der feindlichen Stellung Desfereichs gegen die drei Länder, Uri, Schwiz und Unterwalden vor der Schlacht bei Morgarten, war Unterwalden, vorzüglich von Luzern aus, den Angriffen zu Wasser und zu Land ausgesetzt; besonders war Stanzstad, seiner Nähe wegen, ein leicht zu überfallender Landungsplatz. Es wurde daher auch dieser Ort am sorgfältigsten bewacht, und zu seiner Beschützung ein starker Thurm erbaut, und durch eingerammte Pfähle, das Land an eine kleine Strecke nächst diesem Bollwerk beschränkt. Indessen verhinderten alle Schutzanstalten gegenseitige Angriffe nicht, von denen uns aber die Geschichte, wahrscheinlich ihrer wenigen Bedeutung wegen, keine nähern Umstände aufbewahrt hat, einen einzigen angenommen, der sich im Jahr 1314 ereignete. Von Luzern aus fuhr nämlich das größte bewaffnete Schiff, das daselbst ausgerüstet lag, die Gans genannt, in der Nacht ab, und nahte sich mit so vieler Vorsicht dem Ufer von Stanzstad, daß die Wache daselbst erst in dem Augenblick wahrnahm, als es bei dem Wachtthurm aus Land sties; da flammte aber auch sogleich von den Zinnen desselben das verabredete Lärmzeichen, um das Land von der vorhandenen Gefahr zu benachrichtigen, und ein schwerer Mählsstein wurde auf das Schiff heruntergestürzt, welcher dasselbe so sehr beschädigte, daß die darauf befindlichen Krieger, statt das Land mit Raub und Brand zu verwüsten, nichts angelegneres zu thun hatten, als ihr Schiff wieder in brauchbaren Stand zu stellen, damit, falls eine überlegene Macht sie zum Abzug zwänge, ihnen das einzige Hilfsmittel dazu nicht entstände. So leicht war aber diese Arbeit nicht, und ehe sie damit zu Stande kamen, stürzten die muthigen Bewohner Nidwaldens herbei, um die feindlichen Schaaren zurückzuschlagen. Ein zufälliges Ereigniß vergrößerte für diese die Gefahr: das bewaffnete Schiff der Urner, der Fuchs, befand sich nämlich gerade damals in diesen Gewässern; durch die hochloodernde Flamme von der Gefahr ihrer Verbündeten unterrichtet, sturten sie schnell dem Land zu: von zweien Seiten angegriffen unterlagen die Feinde: viele verloren ihr Leben auf dem Land, viele ertranken: die meisten wurden gefangen, da ihnen die Flucht unmöglich geworden war.

Zweideutige Antwort

Am Thurme des obern Thores in Zossingen (Kanton Argau) steht die große Gestalt des alten Schultheißen Niklaus Thut angemalt, welcher im Jahr 1386 mit einer Anzahl seiner Mitbürger dem Herzog Leopold in die Schlacht bei Sempach gefolgt war. Es wird erzählt, daß, als er im Gefecht eine Todeswunde empfangen hatte, sterbend noch das Banner seiner lieben Vaterstadt retten wollte. Es riß daher das Tuch des Fahnleins ab, verbarg es in seinem Munde, und hielt mit den Zähnen den Stock des Banners fest. So fanden ihn seine Getreuen nach der Schlacht. Noch heute wird sein Andenken von seinen Mitbürgern hochgeehrt. — Vor einigen Jahren kam ein Desfreicher nach Zossingen, welcher, da er das Bild am Thurme bemerkte, einen Bürger der Stadt um dessen Bedeutung fragte. Als ihm dieser obige Geschichte erzählt hatte, sagte der Desfreicher spöttisch lächelnd: Damals müßen's doch große Mäuler gehobt haben. Schnell entgegnete ihm darauf der Bürger: Ja Herr, wir waren damals noch Desfreicher.

Der unerschrockene Hirt.

Auf einer der hohen Walliser Alpen sah sich ein Hirt vor einigen Jahren beim Weiden seiner Heerden unvermuthlich von einem Bären überfallen. Unerschrocken schritt er auf die Bestie zu, die sich vor ihm auf die Hinterbeine gestellt hatte, in der Hoffnung sie umschlingend mit der Gewalt seiner Arme zu erwürgen. Der Bär brummte gräßlich und schlug, da er sich nicht anders vertheidigen konnte, seine Lagen in die Schultern seines Bedrängers.

Beide rangen nun mit einander und stürzten zuletzt während dieses Kampfes zu Boden, indem sie eine Strecke weit die Bergweide hinunter rollten. Ein Kamerad des Hirten hatte unterdessen das Hilfsgeschrei desselben vernommen und kam ihm mit dem Stutzer zu Hülfe. Gerade als jener vom Blutverluste ermattet zurücksinken wollte, fuhr die Kugel durch den Kopf des Bären, und befreite ihn von dem Ungeheuer; jedoch lag er lange nachher noch an den Wunden von des Thieres Klauen krank darnieder.

Das Glück.

Vor mehreren Jahren lebte unfern des Rheines ein Mann, der eine Hütte bewohnte, welche weit umher von einer Menge Aecker, Wiesen und Gehölze umgeben war, so traurig und unzufrieden mit seinem Schicksale, daß er dabei den Anbau seines Landes versäumte. Nur wenige von seinen Aekern waren angebaut; die übrigen lagen unbenutzt da. Endlich starb er und berief in den letzten Augenblicken vor dem Tode, seine vier Söhne zu sich. „Geht, sprach er, nach der benachbarten Stadt. Dort wohnt mein Freund Bedo, dessen Rath, als von einem weisen Manne ich immer gefolgt habe; er wird euch sagen, was ihr thun sollt um glücklich zu werden. Die Söhne machten sich auf nach der Stadt und die drei ältesten brannten vor Begierde, bald recht glücklich zu werden. Ulrich, der jüngste, konnte aber kein Vertrauen zu Bedo fassen; denn er dachte, wenn sein Rath so weise gewesen wäre, so würde ja mein Vater, der ihm in allem folgte, glücklich gewesen sein; er war aber immer sehr traurig und fühlte sich unglücklich. Ich will auf seinen Rath nicht achten und mir die Ohren verstopfen. Als die Söhne Bedo besuchten und ihn um den Weg zum Glück befragten, sagte er zum ältesten Bruder: Du wirst das Glück im Kriegslager finden. Und du, sprach er zum zweiten, du Joseph bist gewandt und schlau; gehe an einen Hof, dort wirst du, was du suchest, finden. Du, Salomon, sagte er zum Dritten, du hast Geist und Wiß, begieb dich in eine volkreiche Stadt, es wird dich nicht gereuen. Ulrich, der seine Ohren verstopft hatte konnte nichts von dem verstehen, was ihm gerathen wur-

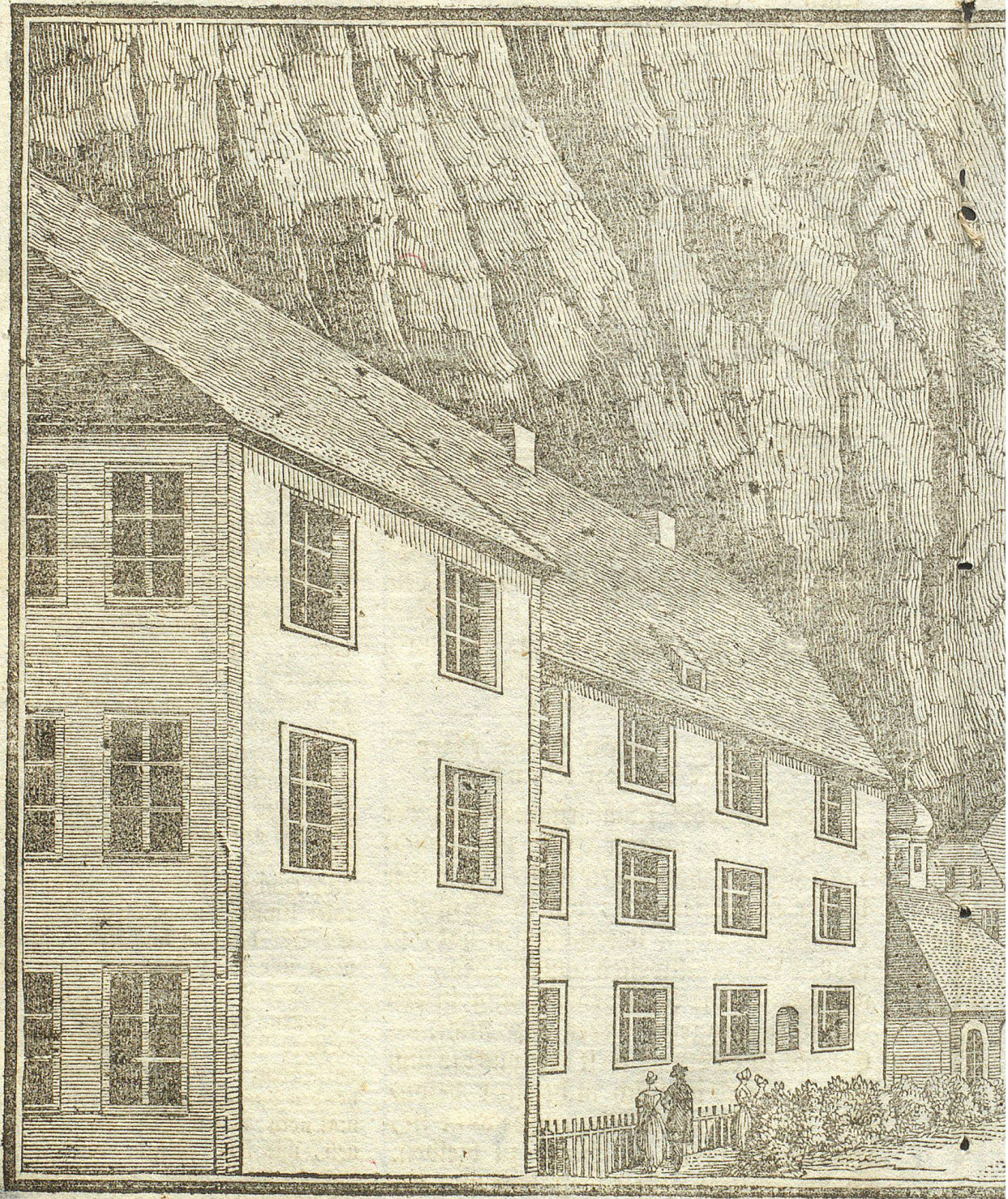
de. Ein jeder nahm nun einen verschiedenen Weg. Ulrich kehrte in die väterliche Hütte zurück. Er begann das Feld umzugraben und zu besäen, aber seinen eigenen Kenntnissen nicht trauend, gieng er zu einem erfahrenen Landmanne und bat sich dessen Rath aus. Dieser belehrte ihn über das, was er thun mußte und da ihm Ulrich folgte, immer thätig und fleißig war, so ward er nach und nach wohlhabend und glücklich. Seine Aecker trugen das schönste Getreide und seine Heerden bedeckten umher die Gegend. Unterdessen suchten seine Brüder das Glück. Georg, der älteste, ward Soldat und rettete dem Feldherrn das Leben in einer Schlacht. Aus Dankbarkeit erhob ihn dieser schnell. „Bedo hat Recht, dachte Georg, hier finde ich das Glück.“ Doch diese ungewöhnlich schnelle Erhöhung zog ihm Neid und Verfolgung zu. Bei einem entscheidenden Treffen wurde er von seinen Leuten verlassen und fiel in feindliche Hände. Nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft kehrte er zurück, und zu dem Feldherrn, dem er einst das Leben gerettet hatte. Doch dieser hielt ihn mit leeren Versprechungen hin. Georg wanderte fort, ohne zu wissen wohin, und legte sich dann ermüdet unter einen Baum. Plötzlich stürzte ein Wanderer auf ihn zu und rief: „Ja, Ja, ich erkenne dich, du bist Georg, mein Bruder!“ Es war Joseph, der sich am Hofe durch seine Gewandtheit bald emporgeschwungen hatte, aber durch Hofräncke eben so schnell wieder gestürzt wurde und die Flucht nehmen mußte. In dem sie mit einander in die ferne Heimath reisten fanden sie unterwegs ihren Bruder Salomon in dürftigen Umständen in einem Dörfchen. Derselbe hatte sich zu einem

Gelehrten gebildet und machte soviel Aufsehen daß er an den Hof gezogen und mit Ehre überhäuft wurde. Da erschien ein Spottgedicht auf den Fürsten. Böse Leute gaben ihn für den Verfasser aus und nur schnelle Flucht hatte ihn retten können. Alle drei Brüder arm nun, machten sich auf den Weg nach ihrer Heimath. Wie erstaunten sie dort aber, als sie statt der zerfallenen Hütte ein stattliches Haus fanden. Als Ulrich sie erkannt hatte nahm er sie freundlich in sein Haus, in der die glücklichste Familie wohnte. „Sehet, sprach Ulrich, ihr habet das Glück gesucht, das schon seit fünfzehn Jahren in meinem Hause wohnt. Wer es haben will, muß alle seine Kräfte aufbieten, seine Schuldigkeit zu thun. Wer aber blindlings durch ungewöhnliche Wege dem Glück nachrennt, findet es nicht.“ Die ältern Brüder blieben nun bei dem jüngern und fanden immer mehr Vergnügen an der Beschäftigung. Dadurch vermehrte sich ihr Wohlstand und das Glück wohnte auch bei ihnen.

Betrachtungen über eine Reise in den Mond.

Es wird wohl kaum jemand sein, der den Gefährten unserer Erde, den Mond, nicht gerne näher kennen lernte. Da aber bisher noch niemand, unsers Wissens, eine Reise dahin unternommen hat, so wollen wir einstweilen untersuchen, ob wir sobald eine Reisebeschreibung in den Mond zu erwarten haben oder nicht. — Erstens ist es etwas weit von uns bis zum Monde, und wer sich nicht einer besondern Geduld und Ausdauer bewußt ist, wird besser thun, zu Hause zu bleiben. Seine mittlere Entfernung von uns beträgt 51,812 Meilen. Unsere Dampf-

eiswägen sollen in jeder Stunde 8 Meilen zurücklegen, sie würden also erst in 270 Tagen dort ankommen. Mit unsern schnellsten Postwägen, die täglich etwa 25 Meilen machen, würde man den Mond in 5 Jahren und 247 Tagen erreichen. Da wir aber keinen Wagen gebrauchen könnten, so müßten wir unsere Zuflucht zu Luftschiffen nehmen. Wenn wir dann das Glück hätten, mit frischem Winde zu segeln, der bekanntlich in einer Sekunde 15 Fuß zurücklegt, so würden wir zu unserer Reise 2 Jahre und 179 Tage brauchen. Immerhin noch ein langer Weg, und wir müßten uns wegen der schlechten Aussicht im Luftmeere sehr vor der Langweile fürchten. Durch Stürme könnte die Reise allerdings befördert werden. Unsere Orkane legen in einer Sekunde gegen 100 Fuß zurück. Auf den Flügeln eines solchen Sturmwindes würde man also schon in 135 Tagen an Ort und Stelle kommen. Doch wer wollte sich einem solchen Geleitsmanne anvertrauen. Aber unsere Luftschiffer haben immer noch kein Mittel ihr Schiff bei Gegenwind zu leiten und ihm eine sichere Richtung zu geben. Wie leicht ist es dann möglich, daß uns diese Herren, statt nach dem Mond, in jenen unermesslichen Weltraum hinausführen, in welchem wir nicht nur den Mond nie erreichen, sondern am Ende selbst noch unsere Erde aus dem Gesichte verlieren würden. Endlich um andere Hindernisse nicht anzuführen wird ein fataler Umstand wohl die meisten zurückschrecken. Es gibt nämlich auf der ganzen weiten Reise nicht nur keine gute, sondern überhaupt gar keine Wirthshäuser. Wer wird sich wohl entschließen können so lange Zeit guten Tisch, weiches Lager und angenehme Unterhaltung zu entbehren. — Man sieht aus dem Vorhergehenden daß wir uns entschließen müssen, dermal noch dieses Thal der Thränen zu bewohnen, und jene Gefilde der Freude mit sehnsuchtsvollen Augen, oder aber noch besser, mit guten Fernrohren anzuschauen.



ad zu Pfäfers.



Lage und Klima. Pfäfers, von einigen die Königin der Heilquellen genannt, liegt am südöstlichen Ende des Kant. St. Gallen, 2 Stunden von dem Flecken Ragaz, in einer von der wilden Tamina durchströmten, tiefen Schlucht, die sich südlich gegen die Gebirge des K. Graubünden hinzieht. Von Ragaz führt dahin ein schlechter Saumweg durch einen Wald ziemlich steil bergan, dann längs den Bergen durch mehrere Wiesen nach Valenz, und von hier im Zickzack senkrecht hinab. Hier, zwischen zwei Felsen eingeengt, wovon sich der eine hügelähnlich zurückzieht, der andere hingegen in einer Entfernung von 80 bis 100 Schritt senkrecht 664 Fuß emporsteigt, wird den wohlthätigen Sonnenstrahlen in den längsten Tagen nur von 9 $\frac{1}{4}$ Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends Zutritt verstatet; dennoch ist das Klima gesund und, obgleich 2128 Fuß über dem Meere, wegen der aufsteigenden Wasserdämpfe und der verhinderten Luftzüge eher mild als rauh.

Die Abtei Pfäfers und die Heilquelle. Im Jahre 713 kam der heilige Pirminius in die Gegend wo die Tamina in den Rhein mündet, verbreitete unter den dortigen Einwohnern zuerst das Christenthum und stiftete einige Jahre nachher ein Kloster. Die Heilquelle scheint im Jahre 1038 zuerst entdeckt, dann 200 Jahre lang verloren gewesen, und 1240 wieder gefunden worden zu sein. Die Entdeckung wird einem Jäger zugeschrieben, der beim Ausnehmen eines Rabennestes zuerst den aufsteigenden Dampf der Quelle wahrgenommen haben soll. Im Jahre 1382 stand das erste kleine Gebäude auf hölzernen Balken über dem Abgrunde, in das man sich wahrschein-

lich durch eine Oeffnung des Daches mittelst Strickleitern und Sessel hinein begeben mußte. 1420 wurde ein neues geräumiges Badhaus erbaut. Merkwürdig ist, daß in den Jahren 1611 und 1620, wo das Bad als Zufluchtsort vor der Pest diente, niemand davon ergriffen wurde, während in der Umgebung Dörfer zur Hälfte und ganz ausstarben. Julius Zink legte den Grund zu dem jetzigen neuen Kloster und ließ 1704 die gegenwärtig noch dauerhaft dastehenden Gebäude aufführen.

Badeanstalt. In einem engen Raume, dicht am linken Felsenufer der Tamina, stehen vier Badegebäude, durch bedeckte Gänge in einer Länge von 408 Schuh mit einander verbunden. Die beiden massiv von Stein in klösterlichem Geschmack erbaueten, 44 Fuß breiten und über 80 Fuß hohen Hauptgebäude enthalten Wohnungen genug für dreihundert Personen. Die Gebäude enthalten neun schön gewölbte Bäder. Mitten durch dieselben geht die Wasserleitung, aus welcher das Wasser in jedes Bad aus vier bis sechs Röhren ausströmt, und in einer Höhe von zwei bis drei Fuß wieder abfließt, wodurch der Badende sich in steter Fluth befindet. Die Gewölbe füllen sich bis zu 25 und 26 Grad Reaumur mit warmen Wasserdünsten an, und man genießt also auch den Vortheil des Dampfbades. Es finden sich auch Einrichtungen zum Guss-, Regen- und Tropfbad. Zu den übrigen guten Einrichtungen gehören auch die Trinklaube, eine Kapelle, die Apotheke und schöne Spaziergänge. Das Hauspersonal besteht gewöhnlich aus dem Direktor, dem Arzte und sechszehn Dienern.

Wirkungen des Heilwassers. Diese sind im Allgemeinen reizend, belebend, erwärmend, verdünnend. Der Genuß des Wassers veranlaßt bei gesundem Zustande ein besonderes Gefühl von Leichtigkeit und Wohlbehagen, vorzüglich in der Magenegend, bisweilen etwas Schwindel und Schweiß über den Rücken, häufig leichte Verstopfung, seltener Diarrhöe. Es durchdringt mit besonderer Leichtigkeit alle Theile des Körpers bis in die feinsten Verzweigungen der Gefäße; überall löst es stockende Säfte auf und führt sie aus, vorzüglich durch Schweiß und Urin. Es eignet sich auch mehr dem phlegmatischen und melancholischen Temperamente an, von schlaffer Faser und Trägheit in allen Functionen, oder zarter Faser mit gesteigerter Reizbarkeit der Nerven, als dem sanguinischen und cholerischen, wo das Gefäßleben und die Energie in allen Organen zu sehr vorherrschen.

Was die speziellen Wirkungen anbelangt, so hebt es namentlich folgende Krankheitsformen.

1) Fehler des Magens, Säure und Schleimerzeugung, Magenkrampf.

2) Leiden der Leber und des Pfortadersystems. Austreibungen, Verstopfungen, Verhärtungen, selbst beginnende Fehler der Leber und Milz.

3) Nervenleiden, als Hypochondrie, Hysterie, Krämpfe, Engbrüstigkeit, Kopfschmerz, partielles Kopfschmerz, Schwindel und Melancholie.

4) Gicht, Rheumatalgie, chronische Hautausschläge, wie Krätze, Flechten.

5) Schleimflüsse, passive Blutflüsse, Schleimschwindsucht, reine Lungen schwäche, weißen Fluß, Hämorrhoidalbeschwerden, Bleichsucht.

6) Krankheiten des Harnsystems und 7) Lähmungen, Contracturen, Schwäche nach Verwundungen. Gegen letztere Fehler dient das Bad vorzugsweise.

Nachtheilig wirkt hingegen das Wasser bei wahrer Vollblütigkeit, Neigung zum Schlagfluß, Lungen sucht, Bluthusten, echter Entzündung und Fiebern, in den meisten Fällen von Schwangerschaft, Wassersucht und Veinfraß.

Gebrauch der Cur. Die Trink- und Badeskur unterstützen sich in der Regel gegenseitig. Sie dauert gewöhnlich 3 bis 4 Wochen, oft auch weniger.

Trotz des Zusammenflusses von vielen Gästen, aus allen, besonders den östlichen Kant. der Schweiz, aus Deutschland und noch entferntern Gegenden kann man in Pfäfers ruhig und eingezogen für sich leben. In allem herrscht die größte ländliche Einfachheit. Die meiste Abwechslung bewirkt der Sonntag, wo das Bad von Landleuten und Städtern der Umgegend wimmelt, die sich auf alle Weise zu ergötzen suchen. — Selten verläßt ein Kurgast das Bad, ohne einen Besuch in dem eine Stunde entfernten Kloster gemacht zu haben. Man geht über eine Naturbrücke, neben der aus dem tiefen Abgrunde durch hervorsteigende Dämpfe sich verrathenden Quelle vorbei, dann im Säckel durch die 250 Fuß hohe Felsentreppe, und kommt endlich durch schöne Waldung und Wiesen zum Dorfe und Kloster Pfäfers.

Die günstige Auskunft.

Ein Holzbauer brachte ein Fuder Holz nach B. und hielt in der Vorstadt. Ein Bürger, mit Namen Wunderlich, handelte darum, und wurde um einen

gewissen Prets mit ihm einig. Da er dringende Geschäfte hatte, so nannte er dem Bauer Namen und Straße, wo er wohnte. Dieser gieng indessen in das nächste Haus, trank noch einige Gläser Brantwein, und hatte, da er wieder herauskam, alles rein vergessen. Er fuhr nun auf gut Glück in die Stadt, in der Hoffnung, daß er sich unterwegs besinnen werde. Nachdem er sich in mehreren Gassen Haus für Haus gesehen hatte, kam er endlich an eins, aus welchem eine Menge junger Leute herausgiengen. Einen derselben redete er an, und bat, ihm doch zu sagen, wo der Mann wohnte, der heute ein Fuder Holz gekauft habe? „Lieber Freund, — erwiderte der lose Vogel, der seinen Mann erkannte, — ich studire hier, und sollte eigentlich freilich alles wissen, da ich aber erst seit einem halben Jahre in die Schule gehe, wo man alles lernt, so bin ich noch nicht so weit, daß ich solche Fragen beantworten kann. In dem Hause hier wohnt aber der Mann mit dem großen Buch, dieser beantwortet für 2 Baken jede Frage.“ Froh über diese Nachricht, eilt der Bauer in das Haus, und trat in die Studierstube des Professors D., der ein großes Buch vor sich liegen hatte. Die Müze unterm Arm legte der Bauer 2 Baken auf den Tisch und bat das Buch aufzuschlagen und nachzusehen, wo der Mann sei, der heute ein Fuder Holz von ihm gekauft habe? Voll Erstaunen sah der Professor den Frager lange an, und brach endlich in die Worte aus: „Nun das ist doch wunderbarlich!“ — Richtig rief der Bauer, der Herr Wunderlich ist, hier sind noch 2 Baken, weil Er sein Buch nicht aufgeschlagen, sondern es gleich aus dem Kopfe gewußt hat.“

Der kostbare Käs.

Ein Bürger hatte von einem Landmann ein Fuder Holz um einen guten Preis gekauft, und nöthigte nun den Verkäufer in seine Stube, wo er ihm Brod und Butter, und einen vortreflichen emmenthaler Käs vorsetzte. — Der Bauer ließ sich diesen Käs trefflich schmecken. — „Freund sagte der Bürger, der den Bauer nicht bei so gutem Appetit glaubte, das ist emmenthaler Käs!“ — „Ja, ja, antwortete der Bauer, ich schmecke es recht wohl!“ — „Aber, fuhr der Bürger fort, man muß sich damit in Acht nehmen, denn man kann leicht den Tod davon haben, wenn man zuviel davon ißt.“ — „Der Tausend, antwortete der Bauer, der die Absicht des Bürgers zu errathen, schlaun genug war, das ist gut! da will ich meiner Frau ein großes Stück mitnehmen; denn ich wäre des alten Hausdrachens schon lange gern los.“ Mit diesen Worten schnitt er sich ein großes Stück von dem gefährlichen Käse und nahm es mit.

Die triftige Entschuldigung.

In Wien war der Befehl erneuert worden, alle diejenigen, welche nach einer gewissen Stunde des Nachts auf der Straße beim Nachhausegehen noch Lärmen machen würden, zu arretiren. Hr. v. K. kommt aus dem Theater und singt ziemlich laut ein Lied, das er eben gehört hatte; eine Patrouille begegnet ihm, setzt ihn wegen des gemachten Lärmens zur Rede, und beruft sich auf das jüngst erlassene Edikt, ruhig nach Hause zu gehen. Ganz richtig, entgegnete Hr. v. K., aber ich gehe noch nicht nach Hause! Ja, das ist etwas anderes, erwiderte der Soldat, und gieng weiter.

Der Kaiser und die beiden Blinden.

Der Kaiser kehrte von Rom zurück,
Mit glänzender Krone und finstern Blick.
Er hatte dort Vieles gesehn und gehört
Was immer ein deutsches Herz empört:
Wohl fehlte es nicht an Pomp und Pracht;
Sang und Klang, bei Tag und bei Nacht,
Geistliche Feste und weltliche Spiele,
Und Lorbeerkrone und goldene Stühle,
Aber bei all den gekrümmten Rücken
Spuckte Falschheit in Herzen und Blicken.

Drum eilte er der Heimath zu,
Ließ seinem Gefolge wenig Ruh;
Es hörten seine Knappen und Reiter
Immer und ewig nur: weiter! weiter!
Bei jedem Stadthor ward's ihm bang,
Die Redner machten's auch gar zu lang;
Bei Oper, Ball, Concert und Schmaus
Seufzt' er, eh's angien: wär's nur schon aus!
Doch endlich kam er in's Tirol,
Da ward's ihm's Herz ihm wieder wohl.

Und zu Innsbruck, der alten Stadt,
Der Kaiser in goldenen Erker trat,
Und Alte und Junge zusammen liefen
Und ihm ein lärmendes Vivat! riefen,
Mützen und Hüte gen Himmel schickten,
Und jauchzten, wenn ihnen die Herren nickten.
Und als die Nacht nun still und kühl
Erschien, und die Menge, von Rufen heiser,
Berfloß, rief er, voll Hochgefühl:
Triumph! hier bin ich endlich Kaiser!

Zwei Blinde waren noch geblieben,
Die saßen an des Burghofs Thor,
Der Eine hatte schon längst zuvor
Sein leichtes Handwerk hier getrieben,
Der Andere hatte seinen Sitz
Vorüber bei Sankt Belts Kapelle,
Studierte dort, wie man mit Witz
Und Schmeichelei die Herzen presse.
Der hatte zeitlich schon vernommen,
Der Kaiser werde heute kommen,
Dachte, da giebt es guten Kauf,
Und pflanzte sich, zum großen Aerger
Des Alten, auch am Burghor auf.

Als nun das Vivatrufen verscholl,
Erdönte von des Thores Stufen
Immer lauter der Blinden Rufen.

Der Neuling, froher Hoffnung voll,
Es führe das Schmeicheln auch hier zum Ziel,
Rief mit entsetzlichem Gebrüll:
Ach Gott! wie ist dem wohlgeholffen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Der Alte, den sein Thun verdross,
Schrie — freilich ganz politikklos —
Noch lauter, schwieg der Andere still:
Ach Gott, wie ist dem wohlgeholffen,
Dem unser Herr: Gott helfen will!

Der Kaiser war eben in Gloria
Ob Allem was er vernahm und sah,
Däuchte sich volle zwei Spannen größer,
Als neulich in Rom, unter päpstlichem Messer:
Drum sprach ihn der Ruf von dem grossenden
Mann

Eben nicht sonderlich freundlich an.
Er dachte: Gottes Gewalt in Ehren —
Bleibt doch ein Kaiser wohl immer der Mann,
Der einem Armen helfen kann; —
Das muß ich diesen Zweifler lehren!

Er schickte einen Pagen an's Thor
Die beiden Blinden ihm zuzuführen,
Und ließ sich, huldreichst, referiren,
Wie jeder sein Gesicht verlor;
Beschenkte dann beide gütig, und bot
Nun jedem noch, beim Kongediren,
Von seiner Tafel ein Weizenbrot.

Die Gabe aber war nicht gleich:
Er hatte, da er, die Blinden zu holen,
Den Pagen an das Thor geschickt,
Das eine der Brote, hübsch verstopfen,
Freigebig mit Dukaten gespickt.
Das wurde, wie billig, dem Schmeichler ver-
ehrt,

Der Alte erhielt sein's unbeschwert.
Sie dankten; der Kaiser entließ dann beide,
Wie's schien, — mit etwas Schadenfreude.

Und als er drauf am kommenden Tag,
Eben erwachend im Bett noch lag —
Er hatte tüchtig im Traume gereichnet —
Da scholl ihm aus dem Vorhof schon
In's Ohr ein wohlbekannter Ton:
Er horcht — noch war es ringsum still —
Und hört: wie ist dem wohlgeholffen,
Dem unser Kaiser helfen will!

Nun — rief er — das geht doch zu weit!
 Der Kerl ist von aller Sorge befreit,
 Und wimmert schon wieder wie gestern so kläglich,
 Die Habsucht ist doch unerträglich!
 Dann ließ er sich bringen den gierigen Mann,
 Und fuhr ihn, eben nicht gnädigst, an:
 Du hast von mir ein Brod erhalten,
 Sag an, was siengst du damit an?

Der Blinde warf sich erschrocken aufs Knie,
 Als er das zürnende Wort vernommen,
 Beichtete unverholen, wie
 Er um die erhaltene Gabe gekommen:
 Erlauchter Herrscher! begann er, sieh!
 Wir giengen gestern Abends beide
 Nach Haus, erfüllt von Dank und Freude
 Ob deiner Huld und Gnad: — Verzeih!
 Da trieb die Neugier mich, den Alten
 Zu fragen: was hast du erhalten?
 Zwei Münzen, sprach er, und ein Brod:
 Und, da ich's zu fühlen verlangte, bot
 Er beides mir: es war das gleiche
 Was ich erhielt! — doch, da ich fand,
 Die Brode wägend in meiner Hand,
 Das meine sei bedeutend schwerer,
 Wechselst' ich schnell die Gabe um,
 Und gab ihm listig mein Eigenthum,
 Denn längst schon wissen's alle Esser,
 Das leichtre Brod sei immer besser.

Geprellt hab' ich nun wohl den Alten,
 Doch ist der Grobe nicht prellenswerth?
 So hat er das rauhe Brod erhalten,
 Und dankbar hab' ich das feine verzehrt.
 Der Kaiser entließ den Blinden wieder,
 Sah dann beschämt zur Erde nieder,
 Schwieg eine lange Weile still;
 Rief dann, mit innigem Gefühl:
 Ja wohl! nur dem ist wohlgeholffen
 Dem unser Herr Gott helfen will!

Der Käfer.

Im Jahr 1793 irrte ein junger Mann von
 etwa dreißig Jahren verkleidet, verlassen, mit
 der Deportation bedrohet, in Frankreich umher
 und befand sich eben in der Nähe von Bordeaux.
 Die Zeit vertrieb ihm seine Wissenschaft, die er
 leidenschaftlich liebte; diese Wissenschaft war die
 Insektenkunde. Er sammelte und beobachtete
 unterwegs und er perseuchte durch den Genuß,

den ihm dieses Studium bot, die trüben Gedan-
 ken. Vor den Thoren der Stadt endlich fiel er
 einer Schaar zerlumppter fanotischer Weiber in
 die Hände, die ihn festnahmen und in das Ge-
 fängniß brachten. Nach sechs Stunden war sein
 Prozeß entschieden, denn er hatte offen gestan-
 den, wer er sei und den nächsten Tag sollte das
 Todesurtheil an ihm vollzogen werden. Wäh-
 rend er seine Mahlzeit hiebt, erzählte ihm der
 Kerkermeister von nichts als Verbrechen und
 Hinrichtungen, schilderte endlich auch den Prä-
 sidenten des Gerichts und führte an, daß der-
 selbe sich keine andere Erholung von seinem
 blutigen Amte gönne, als im Freien herum-
 zustreifen und — Schmetterlinge, Käfer ic. zu
 suchen. Dadurch wurde natürlich die Aufmerk-
 samkeit des Gefangenen erregt, der schnell ge-
 faßt einen seltenen Käfer aus seiner kleinen
 Sammlung nahm und denselben, während der
 Kerkermeister erzählte, geheimnißvoll unten an
 den Pfropf seiner Flasche mit einer Nadel befe-
 stigte. Der Kerkermeister hatte dies wohl be-
 merkt, erblickte darinn wahrscheinlich etwas
 sehr Gefährliches, sagte zwar nichts, gieng
 aber mit der Flasche und dem Käfer an dem
 Pfropfe sogleich zu dem Präsidenten, um An-
 zeige zu machen. Es dauerte nicht lange, so er-
 schien der Präsident selbst und die beiden Insek-
 tenliebhaber saßen lange, Alles um sich her ver-
 gessend, als Freunde, nicht als Richter und
 Verurtheilter beisammen. Der Käfer hatte den
 letzten, wie er richtig berechnet, gerettet. Er
 erhielt von dem Präsidenten Geld, Empfeh-
 lungsschreiben und die besten Zeugnisse seiner
 guten republikanischen Gesinnungen.

Uebung macht den Meister.

Ein alter Advokat gab einem jungen seine
 Tochter zur Ehe, und statt der Mitgabe trat er
 ihm drei einträgliche Prozesse ab. Der junge
 Doktor brachte zwei Prozesse nach Wunsch zu
 Ende, und sah den dritten gleichfalls auf gutem
 Wege. Er glaubte Wunder, wie vortrefflich er
 seine Sachen gemacht hätte, und wie sehr sein
 Schwiegervater ihn loben würde. Aber dieser
 ward bei der Nachricht äußerst ungehalten, und
 rief: Dich Narr! daß ich nicht meine Prozesse
 für mich behalten. Noch zehn ganzer Jahre hätte
 ich meine ganze Haushaltung davon bestellt.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

In einer kleinen Provinzialstadt wurde ein Trauerspiel gegeben. In einer Scene, wo die Mutter die Nonne fragt: „Wo ist meine Tochter?“, hat diese zu antworten: „Sie ist in der Kirche, das Sakrament der Ehe wird mit ihr vollzogen.“ — Das gute Mädchen, vermuthlich eine Lutheranerin, die nie gehört, daß die Ehe in der katholischen Kirche ein Sakrament sei, sagte mit funkelnden Augen und rascher Stimme: „Sie ist in der Kirche, Sakrament! die Ehe wird mit ihr vollzogen.“

Eine Frau gieng in einen Laden, um sich Atlas zu kaufen. „Der Atlas ist schön, sagte sie, ja, aber ich fürchte, er werde brechen.“ — „Der brechen? erwiederte der Seidenhändler, ich versichere Ihnen, das Zeug hält ewig: und hernach können Sie sich noch ein Unterröckchen daraus machen lassen.“

Ein wohlbeleibter Herr kam spät Abends vor eine befestigte Stadt, und fragte einen Bauer unterwegs, ob er noch zum Thor hinein könnte. „Ja wohl, versetzte der Bauer, denn erst diesen Morgen sah ich einen Heuwagen herein fahren.“

„Warum gehen denn die Advokaten alle schwarz?“ fragte ein Bauer. „Sie thun das, war die Antwort, aus Respekt für die Klienten, deren Erben sie sind.“

Ein Prediger hatte die Eigenheit, daß er seine Predigten nach der Uhr abmaß; schlug die Stunde, so endete er seine Rede, und sollte er auch mitten in einem

Satze abbrechen. Einst handelte er von Haman, und schilderte sein Vergehen. „Was war sein Lohn?“ rief er voll Eifer aus. „Der Galgen.“ Die Uhr schlug, und er fügte sogleich hinzu: „Wozu uns der liebe Gott verhelfen wolle. Amen!“

Der Bliß hatte einst in die Kirche eines Klosters geschlagen, ohne großen Schaden zu thun. Es wurde ein Dankfest gefeiert, und der Prediger verbreitete sich umständlich über den Vorfall. „Das Unglück hätte noch viel größer sein können, sagte er. Bedenket: wenn der Bliß in die Trinkstube geschlagen hätte, in welcher alle Väter versammelt waren.“

In eine Schule sollte zur Züchtigungsstrafe ein hölzerner Esel gemacht werden. Der Schreiner wollte ihn nicht machen, wie es ihm der Schulmeister angab, — „so will ichs haben, sagte dieser, ihr sollt ihn nach meinem Kopfe machen.“

Ein Maler stellte mit einem andern um hundert Thaler eine Wette an: welcher von ihnen den besten Zug machen könnte? Als sie nun beide das Geld auf den Tisch gelegt hatten, gieng der eine hinzu, und strich alles Geld ein, indem er sprach: Das ist der beste Zug, den ein vernünftiger Maler macht.

Zwei Personen kauften mit einander ein Reitpferd. „Wenn ich reite — sagte der Eine — so gehst du, und wenn du gehst, so reite ich.“ Der andere war mit dem Handel zufrieden.